1,20 DM/Band 205

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Flugvampire greifen an

von Jason Dark

Belgien-Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,80 / Italien L 600 / Niederl. f 1,50 / Österr. S 9,- / Schweden kr 3,- Lm. / Spanien P 30 / Schweiz Fr 1,50



Flugvampire greifen an

Gespenster Krimi Nr. 205

von Jason Dark

erschienen am 16.08.1977

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Flugvampire greifen an

Um Mitternacht wurde John Sinclair wach! Blitzschnell richtete er sich im Bett auf. Gefahr! signalisierte sein Gehirn. John Sinclair hielt den Atem an, lauschte.

Kein Geräusch, alles war ruhig. Und doch, irgend etwas hatte sich verändert…

Die Luft! Sie war seltsam drückend, schien elektrisch aufgeladen zu sein und erschwerte das Atmen.

Und dann sah John das Flimmern. Direkt über dem Fußende des Bettes. Blutrote Wirbel entstanden. Sie kamen nach einigen Sekunden zur Ruhe und bildeten ein Wort.

Fünf Buchstaben nur.

HILFE.

Der Himmel war von einem strahlenden Blau. Nur in der Ferne, zwischen den Gipfeln der Achttausender, hingen einige Wolken wie Wattetupfen in der klaren Luft.

Bill genoß das Panorama. Er befand sich zum erstenmal in seinem Leben in Katmandu, der Hauptstadt des Königreichs Nepal. Er saß auf der Aussichtsterrasse des Flughafens und wartete auf die Maschine, die ihn weiterbringen sollte in das Innere des Landes bis dicht an die tibetanische Grenze.

Bill Conolly, der Reporter aus London, wollte einen Reisebericht über Nepal und Tibet schreiben. Er hatte dies schon lange vorgehabt, doch nie Zeit gefunden. Schließlich hatte er sich aufgerafft, seine hübsche Frau Sheila überreden können und war nach Katmandu geflogen.

Suko war bei ihm.

Suko, der Chinese. Der Mann mit dem ewigen Lächeln, dem Körper eines Sumoringers, und ein Freund, auf den sich Bill Conolly hundertprozentig verlassen konnte.

Suko kannte die Gegend des Himalaja. Er hatte hier einige Jahre seines Lebens verbracht und wußte auch von den versteckten Bergklöstern, die Bill besuchen wollte. Die Mönche dort waren oft sehr scheu, und mit Sukos Hilfe hoffte Bill, von ihnen empfangen zu werden und einiges über den Lamaismus zu erfahren.

Suko gehörte eigentlich zu John Sinclair, dem Oberinspektor von Scotland Yard, Sinclair, auch Geisterjäger genannt, hatte den Chinesen bei einem seiner lebensgefährlichen Fälle kennengelernt, und zwischen den beiden so ungleichen Männern hatte sich eine Freundschaft entwickelt.

Bill Conolly war Johns alter Kampfgefährte aus früheren Tagen, als Bill noch das freie Leben eines Junggesellen führte. Er und John hatten so manch heißen Strauß gefochten, und nicht immer waren sie ohne Blessuren aus den Kämpfen hervorgegangen. Nach Bills Hochzeit mit seiner reizenden Sheila hatten die starken Zeiten ein Ende gefunden. Nur hin und wieder mal mischte Bill noch kräftig mit.

Der Reporter war ein Frauentyp. Dunkles Haar, stets gebräunte Gesichtsfarbe, und mit einem Lächeln ausgestattet, das bei gewissen weiblichen Personen leichtes Herzklopfen verursachte. Vor der Ehe hatte Bill mächtig auf die Pauke gehauen, doch seit er mit Sheila verheiratet war, gab es für ihn keine anderen Frauen.

Immer wieder glitt Bills Blick durch die große kristallklare Scheibe nach draußen auf das Rollfeld und dann weiter zu den fernen Gipfeln des Himalaja.

Dort irgendwo im Norden, da lag ihr Ziel. Leider hatten sie noch einen halben Tag Zwischenaufenthalt, ehe eine Maschine startete. Die Zeit wollten er und Suko nutzen, um sich die Stadt anzusehen.

Suko war unterwegs. Er wollte noch etwas Kartenmaterial besorgen,

und da Bill Conolly Durst hatte, hatte er sich in die Aussichtshalle verzogen.

Es herrschte ein internationales Sprachenwirrwarr. Besonders taten sich die deutschen Touristen hervor. Sie waren mit einer bekannten Reisegesellschaft angereist und taten so, als würde ihnen die Welt gehören. Meterweise wurde Film belichtet.

Bill nuckelte an seinem Bier. Es stammte aus Dänemark und schmeckte dem Reporter ein wenig bitter, löschte aber den Durst.

Die Deutschen drängten sich jetzt vor der Scheibe. Von Westen her schwebte eine Maschine heran. Ein glitzernder Punkt im unendlichen Blau des Himmels.

Die Maschine fuhr das Fahrwerk aus, und wenig später berührten die hohen Räder den Beton der Landebahn.

Katmandu, Nepals Hauptstadt, lag schon ziemlich hoch. Die dünne Luft machte den Europäern zu schaffen. Im Süden der Stadt begannen die fruchtbaren Ebenen, die sich weit hinein in den indischen Subkontinent zogen. Im Norden stand die majestätische Bergwelt des Himalaja wie eine Wand.

Bill trank sein Glas leer.

Die Touristen hatten jetzt genug fotografiert und wurden eingesammelt und wie eine Hammelherde in Richtung Ausgang geführt.

An der eben gelandeten Maschine war die Tür geöffnet worden. Die ersten Passagiere betraten die Gangway.

Bills Blick schweifte darüber hinweg, doch plötzlich stutzte der Reporter.

Er hatte unter den Passagieren eine Frau entdeckt, die sofort auffiel. Die Frau – sie mußte eine Inderin sein – trug einen bodenlangen Sari aus feinster Seide. Der Wind spielte mit den Falten des Gewandes, und die Inderin band das Kleidungsstück fester um sich. Als sie näher kam, stellte Bill fest, daß die Frau noch ziemlich jung war. Er schätzte sie auf höchstens zwanzig Jahre.

Dann drängte sich ein Mann nach vorn. Rücksichtslos schob er die anderen Passagiere zur Seite und faßte die Inderin roh am Arm. Bill sah, daß der Mann heftig auf das Mädchen einsprach und dieses ängstlich nickte. Dann wurde ihm die Sicht von dem kleinen, grellrot angestrichenen Transferbus genommen, der die Passagiere zur Flughafenhalle beförderte.

Der Reporter stand auf. Er trug einen kamelhaarfarbenen Anzug und einen dazu passenden Pullover. Seine Stirn hatte sich in nachdenkliche Falten gelegt.

Die Szene auf der Landebahn ging ihm nicht aus dem Sinn. Sollte die Inderin etwa nicht freiwillig mit dem Mann gegangen sein? Ein Europäer war es nicht gewesen, sein Gesicht hatte einen mongolischen

Einschlag gezeigt.
Nachdenklich ging Bill Conolly in Richtung Ausgang. Er sah nicht die Blicke, die ihn streiften. Eine blonde Mittdreißigerin lächelte ihm zu. Bill sah an ihr vorbei.
Als die gläserne Tür vor ihm zurückschwang, kam dem Reporter Suko entgegen. Der Chinese grinste, wurde jedoch ernst, als er Bills Gesicht sah.
»Was ist passiert?« fragte er.
Suko war ein Mann, der auffiel. Fast so lang wie breit. Ein ungezügeltes Kraftpaket. Er hatte ein breites Pfannkuchengesicht, und die schwarzen spärlichen Haare waren genau in der Mitte gescheitelt. Wie angeklebt lagen sie auf seinem Kopf.
Bill Conolly zog Suko ein Stück zur Seite. Bevor er berichtete, was er beobachtet hatte, wartete er erst eine Lautsprecherdurchsage ab, die den allgemeinen Lärm um ein Vielfaches übertönte.
Der Reporter hatte sich eine Zigarette angezündet und erzählte, während er rauchte.
Suko hörte mit unbewegtem Gesicht zu. Dann fragte er: »Bildest du dir das nicht vielleicht ein?«
»Möglich.« Bill hob die Schultern und warf einen Blick in die Halle. Plötzlich stieß er Suko an. »Das ist sie wieder.« Der Reporter zeigte in Richtung Rolltreppe.
Suko wandte den Kopf. Die Inderin und ihr Begleiter gingen an der Treppe vorbei dem Ausgang zu. Einmal drehte das Mädchen den Kopf, und Bill vermeinte, ihren flehenden Blick auf sich ruhen zu sehen. Aber das war wohl nur Einbildung.
Etwas anderes jedoch hatte er sehr genau erkannt. Den roten Kreis oder Fleck auf der Stirn der Frau.
»Hast du das Zeichen gesehen?« wandte er sich an Suko.
Der Chinese nickte.
»Was bedeutet es?« wollte Bill wissen.
»Keine Ahnung. Es kann irgendein Kastenzeichen sein, aber eins, das ich nicht kenne. Tut mir leid.«
Bill überlegte nur wenige Sekunden. Dann sagte er: »Komm, hinterher.« Ehe Suko etwas erwidern konnte, hatte sich der Reporter schon in Bewegung gesetzt und ging mit raumgreifenden Schritten der Unbekannten und dem Mann nach.
Suko folgte Bill Conolly kopfschüttelnd.
Der Mann hatte die Inderin immer noch nicht losgelassen. Seine rechte Hand umspannte ihren Arm in Höhe des linken Ellbogens. Die beiden drängten sich ziemlich forsch durch die wartenden Fluggäste und Zuschauer. Sie hatten bereits die große Eingangstür erreicht, als Bill und Suko noch mehr als zehn Schritte hinter ihnen waren. Der Reporter beeilte sich jetzt.

Als er mit Suko das Flughafengebäude verließ, liefen die Inderin und ihr Begleiter bereits auf einen Taxistand zu.

Einer der Fahrer, ein klapperdürrer Chinese, riß die hintere Tür seines altersschwachen Fords auf und machte gestenreich klar, daß er einer der besten Fahrer sei.

So konnten Bill und Suko aufholen.

Als das Taxi mit der Inderin abfuhr, hatten Bill und der Chinese bereits das nächste gekapert.

Suko saß neben dem Fahrer.

»Hinterher!« sagte er.

Bill hockte im Fond. Der Wagen hatte schon Museumsreife. Die Polster waren zerschlissen und an einer Stelle mit einem spitzen Gegenstand aufgeschlitzt worden. Eine Sprungfeder stach hervor.

Der Fahrer war wohl mal eine Todesralley im Hochland von Pamir gefahren. Er kurbelte so wild am Lenkrad, daß Bill das Gefühl hatte, er würde übersteuern. Der Reporter wurde von einer Ecke in die andere geworfen, und der Driver, der das Gaspedal genau so oft bediente wie die Hupe, freute sich des Lebens. Er pfiff ein Liedchen vor sich hin und fühlte sich pudelwohl.

Bill geriet ins Schwitzen. Von Katmandu, der Hauptstadt, sah er nicht viel. Die Häuser wirbelten nur so an der Scheibe vorbei. Bill konnte wohl erkennen, daß sie über eine sehr breite, in der Fahrbahnmitte durch eine Allee geteilte Straße fuhren und schließlich an eine Kreuzung kamen, die von einem Verkehrspolizisten in Phantasieuniform beherrscht wurde.

Er wirbelte mit den Armen wie ein Drummer mit seinen Trommelstöcken. Und der Verkehr lief. Es gab nicht einmal Blechschäden, und auch die Eselkarren überstanden die Tücken mit stoischer Geduld.

Dann wurde die Gegend ärmlicher, die Fahrzeuge seltener und die Fußgänger zahlreicher.

Der Fahrer mußte zwangsläufig mit der Geschwindigkeit herunter. Er sagte irgend etwas zu Suko, und der drehte sich zu Bill Conolly um.

Bill beugte den Oberkörper vor und klammerte sich an der Lehne des Rücksitzes fest.

»Was ist los?«

Suko grinste. »Unser Freund meint, daß es jetzt gefährlich wird und er eigentlich Gefahrenzulage haben müßte.«

»Okay.«

Bill holte einen Schein aus der Tasche und reichte ihn rüber.

Als Dank drückte der Driver dreimal auf die Hupe, worauf eine Rotte von Fußgängern wütend auseinanderspritzte.

Dann trat der Fahrer abrupt auf die Bremse.

Bill Conolly wurde nach vorn geschleudert. Er warf einen raschen

Blick nach links aus dem Fenster.
Sie standen vor einer schmalen Seitengasse, durch die gerade noch ein Wagen fahren konnte.
Und etwa zehn Yards innerhalb der Gasse parkte das Taxi, mit dem die Inderin und ihr Begleiter gefahren waren.
Bill sah, wie die beiden ausstiegen.
Er gab dem Fahrer noch einen Schein und verließ das Taxi. Suko war schon ausgestiegen.
Beide Taxen brausten, so schnell es ging, davon. Der eine Wagen rückwärts. Dabei fuhr er noch eine alte Tonne um, die direkt vor Sukos Füße rollte.
»Als würde ihnen der Teufel persönlich im Nacken sitzen«, murmelte Bill.
»Vielleicht sitzt er ihnen sogar«, meinte Suko.
Der Reporter sah den Chinesen schräg von der Seite her an.
Bill schien der einzige Europäer zu sein, der sich in diese Gegend verlaufen hatte. Es war auch wirklich kein Renommierviertel. Die Häuser, fast alle aus getrocknetem Lehm gebaut, waren nur einstöckig. Dazwischen gab es auch Baracken aus Holz oder Wellblech. Abgemagerte Kühe lagen an den Hauswänden. Die Menschen trugen nur Lumpen, und in den Augen der Kinder sah Bill oft die dumpfe Verzweiflung leuchten. Am Himmel stand eine fahle Sonne. Ihr Schein schien die Gassen zwischen den Häusern kaum zu erreichen.
Vor einem Haus saß ein uralter Inder und fertigte Tonkrüge an. Er hatte eine Haut wie altes Papier. Seine Kleidung war schmutzig, nur der kunstvoll gebundene Turban strahlte leuchtend weiß.
Bill wollte schon an dem Inder vorbeigehen, als er den roten Punkt auf dessen Stirn sah.
Der Reporter machte Suko darauf aufmerksam. »Sollen wir den Mann ansprechen?« fragte Bill.
Suko schüttelte den Kopf. »Nein, wir wollen nicht schon vorher auf uns aufmerksam machen.«
»Stimmt auch wieder.«
Suko und Bill gingen in die Gasse hinein, in der das erste Taxi gehalten hatte.
Unbeschreibliche Düfte kitzelten ihre Geruchsnerven. Dabei waren es wahrlich keine Wohlgerüche. Der Geruch von garendem Fleisch vermischte sich mit dem Gestank von Urin.
Bill entdeckte eine kleine Garküche, in der ein Mann über Holzkohle Fleisch briet. An einem Gestell hing ein großer Reistopf. Der Reis darin war so schmutzig wie der Topf.
Und doch hatte der Mann drei Kunden, die mit Heißhunger aßen.
Dann lieber ‘ne Frittenbude in Köln-Ehrenfeld, dachte Bill und schüttelte sich.

Das Haus, vor dem das Taxi gehalten hatte, entpuppte sich als der einzige zweigeschossige Bau in der Gasse. Der untere Teil des Hauses war aus braungelbem Lehm gefertigt, der obere Teil aus Holz. Es gab zwar Fenster, jedoch keine Scheiben. Die Öffnungen gähnten dem Betrachter entgegen.

Und dann fiel Bill und Suko noch etwas auf.

Auf das Holz der Tür war ein roter Punkt gemalt.

Das Zeichen!

Und es gab noch etwas, das Bill Conolly stutzig machte. Das Haus wurde von den zahlreichen Menschen, die die Gasse bevölkerten, gemieden. Wer daran vorbeiging, warf scheue, ängstliche Blicke auf die schmutzige Fassade.

»Ich habe das Gefühl, in ein Wespennest gestochen zu haben«, meinte der Reporter. Er sah sehr wohl die Blicke, mit denen er und Suko beobachtet wurden, doch niemand sprach sie an oder gab ihnen eine Warnung.

Die Menschen warteten ab.

Bill kam sich trotz des Betriebs vor, als wäre er der einzige Mensch auf der Welt. Suko mußte es ähnlich ergehen, denn seine Miene drückte Besorgnis aus.

»Was ist?« fragte Bill. »Statten wir der Hütte einen Besuch ab?«

»Haben wir einen Grund?« lautete die Gegenfrage.

»Das Mädchen. Es ist…« Bill schwieg. Anscheinend merkte er selbst, auf welch schwachen Füßen seine Theorie stand.

Er war schon bis zur Tür vorgegangen und legte jetzt die flache Hand gegen das Holz.

Überraschenderweise schwang die Tür zurück.

»Komm«, sagte der Reporter und ging vor.

Suko folgte ihm. Der Körper des Chinesen hatte sich gespannt. Suko schien mit einem Angriff zu rechnen. Bevor er das Haus betrat, warf er noch einen Blick zurück.

Er sah die Menschen, die stehen geblieben waren, und er sah den Inder mit dem hellen Turban, der sich erhoben hatte und jetzt in einer Nische verschwand. Dann betrat auch Suko das Haus…

***

Es war stockdunkel. Zumindest kam es Bill Conolly so vor. Bis seine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten. Durch Ritzen in der Wand fiel immerhin soviel Helligkeit, daß Umrisse zu erkennen waren.

»Suko?« Bill drehte den Kopf und flüsterte den Namen des Chinesen.

»Ich bin hier.« Der Reporter war beruhigt. Er ging Schritt für Schritt weiter. Dabei achtete er darauf, nirgendwo anzustoßen oder irgendein verdächtiges Geräusch zu machen. Leider hatte er keine Taschenlampe

mitgenommen, und er bemerkte die Treppe auch erst, als er mit der Fußspitze dagegenstieß.

Bill blieb stehen, und Suko wäre bald auf ihn geprallt. Die beiden Männer lauschten. Bill Conolly und auch Suko hatten schon bei ihrem Eintritt die unheilvolle Atmosphäre gespürt, die in dem Haus herrschte. Obwohl sie niemand entdecken konnten, schienen sich in den Winkeln und Ecken doch allerlei Gestalten verkrochen zu haben, die nur darauf lauerten, die beiden Freunde anzugreifen.

Dann hörten sie Stimmen. Sie kamen von oben, aus dem ersten Stock. Eine Frauenstimme war dabei. Sie redete in einer Sprache, die Bill nicht kannte.

»Verstehst du etwas?« hauchte er Suko ins Ohr.

»Nein«, wisperte der Chinese.

»Ich gehe hoch«, sagte Bill.

Behutsam stieg er die Stufen hinauf. Sie waren aus Holz und ächzten unter der Last der Gewichte. Immer wieder blieben die beiden Männer stehen, um zu lauschen.

Die Geräusche mußten doch einfach gehört worden sein. Aber nichts geschah. Sie erreichten den oberen Stock. Schon auf der Treppe war ihnen der seltsame Geruch aufgefallen. Und je höher sie kamen, um so intensiver war er geworden. So roch nur eins. Warmes Blut… Bill Conolly rieselte eine Gänsehaut über den Rücken, als er daran dachte. Was ging in diesem Hause vor? Plötzlich stand Bill Conolly vor einer Tür. Sie war nur angelehnt, und der Reporter konnte den roten Lichtschein erkennen, der aus dem Spalt sickerte. Mit der linken Hand drückte Bill Conolly die Tür vollends auf. Er mußte die Luft anhalten, so intensiv war der Geruch geworden.

Und dann stand er im Zimmer.

Suko blickte dem Reporter über die Schulter, und nicht nur Bill Conolly hatte das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen.

In der Ecke kauerte das Mädchen. Der Geruch ging von Räucherstäbchen aus, die um die Inderin herum in kleinen, bleistiftdünnen Gefäßen steckten.

Doch den Schock bekam Bill Conolly, als er den Begleiter der Inderin sah.

Er hatte sich verwandelt.

In eine riesige Fledermaus!

***

Die Inderin, die in dem Kranz von Kerzen saß, reagierte als erste. »Fliehen Sie!« rief sie mit schriller Stimme. »Fliehen Sie!«

Doch Bill Conolly und Suko dachten gar nicht daran. Außerdem war Bill der Anblick der Fledermaus so unter die Haut gefahren, daß er wie angewachsen im Türrechteck stand.

Alles hätte er erwartet – nur das nicht.

Die Fledermaus reichte in ihrer Größe bis zur Decke. Wenn sie die riesigen Schwingen etwas über die Hälfte ausbreitete, konnte sie bereits die beiden Wände des Zimmers berühren. Der Schädel war häßlich anzusehen. Ein Menschenkopf auf dem Körper einer Fledermaus. Eine grausame Laune der Natur.

Nach wie vor besaß die Fledermaus das Gesicht des Mongolen mit den leicht geschlitzten Augen. Doch die beiden Vampirzähne, deren Spitzen noch über der Unterlippe hinwegstanden, machten es zu einer grausamen Fratze.

»Fliehen Sie!« rief die Inderin wieder mit schriller Stimme. »Bitte, fliehen Sie!«

Sie hatte englisch gesprochen. Mit einem Akzent, der auf ein Studium an der Universität von Oxford schließen ließ.

Doch Bill Conolly dachte gar nicht daran, die Flucht anzutreten. Er wollte das Mädchen aus den Klauen des Fledermausmenschen befreien.

Das Zimmer mußte an der Rückseite des altersschwachen Gebäudes liegen, denn hier waren die beiden Fensterhöhlen durch Pappe verdeckt. Das rötliche Licht ging – genau wie der Duft – von den Räucherstäbchen aus. Hin und wieder sprühten die Spitzen der Stäbchen auf. Dann zuckte der blutrote Widerschein über die Gesichter der Anwesenden und ließ auch das teuflische Grinsen auf den Lippen des Fledermausmenschen erkennen.

Hinter Bill Conolly flüsterte Suko: »Los jetzt! Wir müssen ihn hier angreifen. Im Zimmer ist seine Bewegungsfreiheit eingeschränkt.«

Bill Conolly nickte. Er wollte vorspringen, zögerte jedoch.

Der Reporter besaß keinerlei Waffen, mit denen er dem Vampir hätte auf den Pelz rücken können. Silberne Kreuze, geweihte Kugeln oder angespitzte Holzpflöcke hatte er nicht mitgenommen. Bill hatte nicht vorgehabt, auf Dämonenjagd zu gehen.

Jetzt aber griff er den Blutsauger an.

Mit einem irren Schrei stürzte er auf den Vampir zu. Die Inderin sah es und versuchte völlig in ihrer Ecke zu verschwinden, sie sah nicht, wie Bill Conolly mit der Fledermaus zusammenprallte und den Körper gegen die Wand preßte.

Der Vampir stieß ein wildes Fauchen aus. Er drehte den Kopf und wollte Bill seine Zähne in den Hals bohren. Der Reporter duckte sich. Die Hauer verfehlten ihn. Bill wollte den Vampir hochstemmen und über sich hinwegschleudern, doch der gefährliche Blutsauger breitete seine Schwingen aus.

Bill spürte den Luftzug, und dann traf ihn die linke Schwinge des Vampirs mit elementarer Wucht in den Nacken.

Der Reporter wurde zu Boden geschleudert. Er rollte ein paarmal um

die eigene Achse, soviel Kraft hatte hinter dem Schlag gelegen. Dort wo der Flügel getroffen hatte, hatte Bill das Gefühl, seine Knochen wären zu Brei zerstampft worden.

Aus den Augenwinkeln sah er, daß sich Suko das Mädchen geschnappt hatte und mit ihm zur Tür lief.

Und Bill Conolly erwartete den nächsten Angriff der Fledermaus. Ein gewaltiger riesiger Schatten stürzte auf ihn zu. Der Reporter zog die Beine an, er wollte den Blutsauger von sich stoßen, wenn er auf ihn fiel, doch als er das triumphierende Grinsen auf dem schrecklichen Gesicht der Fledermaus sah, wußte er, daß er es nicht schaffen würde.

Da griff Suko in den Kampf ein.

Von der Tür her kam der Chinese gehechtet. Mit seinem Gewicht prallte er gegen den massigen Körper der Fledermaus, schleuderte ihn von Bill Conolly weg und warf ihn gegen die Wand.

Der Vampir heulte vor Wut.

Suko traf mit einem unerhört harten Schlag das Gesicht des Ungeheuers. Dabei schrie er: »Schaff das Mädchen weg, Bill!«

Der Reporter reagierte sofort. Er sprang auf und hetzte auf den Türeingang zu.

Suko hatte die Inderin neben der Tür auf den Boden gelegt. Das Mädchen zitterte am gesamten Körper.

»Stehen Sie auf!« keuchte Bill.

Als die Inderin nicht reagierte, zog der Reporter sie kurzerhand hoch.

Aus dem Raum hinter ihm drang wütender Kampflärm. Der Vampir und Suko mußten sich einen mörderischen Fight liefern.

»Zur Treppe, schnell«, rief Bill.

Doch es war schon zu spät.

Unten wurde die Tür aufgerissen. Bill hörte Stimmen, konnte aber nicht verstehen, was gesagt wurde.

Dafür aber die Inderin. »Sie kommen!« In ihrer Stimme schwang eine grenzenlose Angst mit.

»Wer kommt?«

»Die Helfer der roten Sekte. Der Punkt auf der Stirn, er zeigt an, daß…«

Die Inderin sprach nicht mehr weiter. Die Kerle kamen mit Donnergetöse die Stufen hinaufgestürmt.

Bill zählte vier Schatten.

Und er sah auf ihren Stirnen den roten Punkt blutig aufleuchten.

Das Mal der Sekte…

»Jetzt sind wir verloren«, flüsterte die Inderin.

Bill gab keine Antwort. Er stand an der Treppe und erwartete die Diener der roten Sekte.

Die Männer trugen keine sichtbaren Waffen, doch Bill brauchte nur in ihre Augen zu sehen, um erkennen zu können, daß er es hier mit

einer Art von Zombies zu tun hatte. Seelenlose Mörder, ohne eigenen Willen, die in die Abhängigkeit der Vampire geraten waren.

Der Anführer war der Inder mit dem weißen Turban.

Er stürzte heran wie ein wilder Bulle. Als er die zweitoberste Stufe berührt hatte, schnellte Bill Conollys Fuß vor.

Der Inder bekam den Tritt voll.

Wie vom Katapult geschleudert, wurde er die Stufen heruntergefegt, prallte gegen seine Kumpane und riß diese mit. Sich überschlagend flogen die Diener der roten Sekte die Treppe hinunter.

Für wenige Sekunden war der Weg frei.

Bill mußte die Chance nützen.

Da tauchte Suko in der Türöffnung auf. Der Chinese sah ziemlich ramponiert aus. Seine Kleidung war zerrissen, er blutete aus mehreren Wunden. Hinter ihm hörte Bill Conolly den Vampir wütend heulen.

»Nimm du das Mädchen!« brülle Suko und stürmte los.

Wie ein Berserker fegte der die Treppe hinunter. Die vier Diener hatten sich wieder erhoben und wollten soeben zum zweiten Angriff ansetzen, als Suko angehechtet kam.

Seine Fäuste wirbelten, sie wirkten wie Dampfhämmer. Suko schaffte freie Bahn für Bill und das Mädchen.

Der Reporter war dem Chinesen gefolgt. Er hatte die Inderin einfach mit sich gezogen. Sie fiel mehr die Stufen herunter, als daß sie ging. Über ihnen tobte der Vampir. Er hatte das Zimmer verlassen und stieß wilde Drohungen aus.

Suko kämpfte unten.

Nacheinander beförderte er die Diener der roten Sekte aus dem Haus. Sie flogen auf die Straße, überschlugen sich dort, standen aber sofort wieder auf.

Suko, Bill und die Inderin hetzten ebenfalls nach draußen.

Sie kamen genau drei Schritte weit. Dann blieben sie wie angewurzelt stehen.

Das Mädchen stieß einen verzweifelten Schreckensschrei aus. Und auch bei Bill Conolly zog sich der Magen zusammen.

Der Grund war leicht zu erkennen.

Die schmale Gasse war abgesperrt worden. Am Anfang und am Ende standen die Diener der roten Sekte wie eine Wand.

Die Kreise auf ihrer Stirn glühten. Bill warf einen raschen Blick auf die Inderin.

Bill wischte sich über die schweißnasse Stirn. »Kennen Sie sich hier aus?« fragte er.

»Nein.«

Der Reporter unterdrückte einen Fluch. Er warf einen Blick auf Suko. Der Chinese hatte die Lippen zusammengepreßt und suchte ebenfalls nach einem Ausweg.

Die Diener der roten Sekte hatten sich in Bewegung gesetzt. Schritt für Schritt kamen sie auf die drei Menschen zu.

»Wir müssen uns was einfallen lassen«, sagte Suko. Seine Stimme klang ruhig wie immer, doch Bill, der den Chinesen länger kannte, spürte die nur mühsam unterdrückte Spannung, die darin mitschwang.

»Diese verdammten Häuser müssen doch Hinterausgänge haben«, zischte Bill Conolly. »Wir müssen…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich hörten sie über ihren Köpfen ein gewaltiges Rauschen.

Der Vampir war aus einem der Fenster geflogen. Weit breitete er seine Schwingen aus. Bill hatte das Gefühl, als würde sich sogar die Sonne verdunkeln.

Die Diener der roten Sekte waren stehengeblieben. Ihre Blicke hingen gebannt an dem Vampir.

Der kreiste über den Häusern. Wild schlug er mit den meterweiten Schwingen. Die an Leder erinnernde Haut glänzte, als wäre sie mit Öl eingerieben. Jetzt öffnete der Vampir sein Maul und kreischte mit gellender, weit hörbarer Stimme: »Tötet sie! Tötet sie!«

***

Der Befehl des Flugvampirs war noch nicht verhallt, als sich die Diener der roten Sekte bereits in Bewegung setzten. Wie Roboter steuerten sie auf die drei Fremden zu. Und über ihnen schwebte der Vampir und lachte gellend.

Suko und Bill reagierten synchron.

Sie packten die überraschte Inderin unter den Achselhöhlen, hoben sie an und hetzten mit ihr quer über die schmale Fahrbahn. Bill hatte auf der gegenüberliegenden Seite eine Tür entdeckt, die spaltbreit offenstand.

Mit vollem Gewicht warfen sich die drei gegen die Tür und flogen in das schäbige Haus.

In ihrem Rücken hörten sie das Wutgeschrei des Vampirs.

Suko rammte die Tür zu.

Bill und das Mädchen standen bereits im Wohnraum.

Entsetzte Gesichter starrten sie an. Die fünf Kinder hatten sich mit dem Elternpaar in eine Ecke verzogen. Der Mann hielt flehend die Arme hoch.

Die Inderin hatte sich wieder etwas gefangen. Mit leiser Stimme sagte sie einige Worte zu der Familie, worauf die Eltern nickten.

Schon dröhnten die ersten Faustschläge gegen das Holz der provisorischen Tür. Sie würde nicht mehr lange standhalten, und das tat sie tatsächlich nicht.

Krachend fiel sie auf der Innenseite des Zimmers zu Boden, und noch in der gleichen Sekunde stürmten die Diener der roten Sekte das Haus.

Doch Bill, Suko und die Inderin waren verschwunden. Sie hatten das Haus bereits durch einen Hintereingang verlassen und waren in einem winzigen Hof gelandet. Mannshohe Lehmmauern schirmten ihn ab. Dahinter waren die Dächer anderer Baracken und Häuser zu sehen.

»Über die Mauer«, rief Bill.

Suko war schon vorgelaufen. Er hatte beide Hände zusammengefaltet, so daß die Inderin sie als eine provisorische Leiter benutzen konnte. Geschickt schwang sich das Mädchen auf die Mauer.

Bill und Suko kletterten hinterher. Sie lagen schon auf der Mauerkrone, als ihre Verfolger aus dem Haus stürmten. Drohend schwangen sie die Fäuste, als sie Suko und Bill auf der Mauer liegen sahen.

Die beiden Freunde ließen sich fallen – und landeten in einem Abfallhaufen.

Bis zu den Knien sanken sie ein. Es war eine stinkende Masse aus allem möglichen Zeug, und der Fluch, den Bill ausstieß, paßte zu der Situation.

Sie befreiten sich aus dem Abfallsumpf. Hinter ihnen gellten Schreie auf.

Sie hörten sich an wie Befehle.

Der Reporter konnte sich vorstellen, was die Kerle beabsichtigten. Sie wollten das ganze Viertel umstellen, so daß es zu einer Mausefalle wurde.

Phantastische Aussichten.

Der Hof war bedrückend klein. Aber Suko hatte eine Fluchtmöglichkeit entdeckt. An einem der primitiven Häuser stand eine Art Gerüst, über das man bequem die Dächer erreichen konnte. Suko rannte darauf zu. Soeben kletterten die ersten Verfolger über die Mauer, und auch der Vampir war wieder zu sehen. Mit gellender Stimme rief er seine Anweisungen.

Suko hing schon auf halber Höhe des Gerüstes. Er hielt sich mit der linken Hand an einem aus der Hauswand ragenden Haken fest und streckte seine rechte der Inderin entgegen, die sie ergriff. Gleichzeitig wurde sie von Suko mit einem Ruck hochgezogen.

Wenig später befand er sich mit dem Mädchen bereits auf dem Dach.

Es waren flache Dächer, die kaum etwas aushielten. Der Vorteil war, daß sie sich ungefähr alle in einer Höhe befanden und die Verfolgten nicht springen oder klettern mußten.

Die Inderin war bald am Ende ihrer Kräfte angelangt. Suko merkte es und warf sich das Mädchen kurzerhand über die linke Schulter.

Und weiter ging die Flucht.

Es wurde eine mörderische Hetzjagd.

Die Verfolger liefen parallel zur Straße mit. Sie heulten, schrien und stießen Verwünschungen aus. Über ihren Köpfen jagte der

blutsaugende Vampir.
Hin und wieder stieß er wie ein Pfeil nach unten, das Gesicht zu einem dämonischen Grinsen verzogen. Nur mit Mühe konnte Bill Conolly die Attacken des Ungeheuers abwehren.
Sein Jackett war völlig zerfetzt. Er war am gesamten Körper schweißnaß. Lange würde auch er die Treibjagd nicht mehr durchhalten.
Und dann hatten sie das Ende der Gasse erreicht. Sie befanden sich jetzt ungefähr dort, wo auch ihr Taxi gehalten hatte. Auf der Straße ballten sich ebenfalls die Menschen. Drohend wurden Fäuste geschüttelt, doch mit dem Mut der Verzweiflung sprangen Bill und Suko mitten in das Menschengewühl hinein.
Es gab ein heilloses Durcheinander. Suko hielt nach wie vor die Inderin fest. Als sich zwei Männer auf ihn stürzen wollten, räumte Suko sie mit einem gewaltigen Rundschlag seiner rechten Faust zur Seite.
Auch Bill kämpfte verzweifelt. Er sah haßverzerrte Gesichter vor sich auftauchen. Hände griffen nach ihm. Jemand schlug ihm einen Knüppel in den Rücken. Der Schmerz riß den Reporter nach vorn. Er taumelte, konnte sich aber auf den Beinen halten und dem nächsten Schlag durch eine schnelle Drehung entgehen.
Dann blitzten Messer.
Eine Klinge fetzte durch Bills Jackett und zog eine brennende Furche über seine Hüfte. Ehe der hinterlistige Messerstecher abermals zustoßen konnte, verschaffte sich Bill mit einem harten Tritt Luft. Er hatte sogar noch die Zeit, einen schnellen Blick auf Suko zu werfen.
Der Chinese hatte sich freie Bahn geschaffen. Obwohl er nur einen Arm gebrauchen konnte, war er eine wirbelnde Kampfmaschine. Nun allerdings stand es schlecht um ihn. Er wurde von vier Leuten gleichzeitig attackiert, ein fünfter Kerl schlich sich von hinten an ihn heran und holte mit einem Malaiendolch aus, um ihn Suko in den Rücken zu rammen.
Jetzt kam es auf Bruchteile von Sekunden an.
Bill Conolly stieß sich ab, hechtete flach durch die Luft und prallte genau in dem Augenblick gegen den hinterlistigen Mörder, als dieser zustechen wollte.
Bill und der Messermörder fielen zu Boden. Bill lag oben. Seine rechte Faust explodierte am Kinn des Kerls. Der Mann konnte den Schlag nicht verkraften. Bewußtlos sackte er zusammen.
Doch Bill Conolly konnte sich über den Sieg nicht mehr freuen.
Urplötzlich waren sie über ihm.
Acht, neun Mann. Eine Traube von Menschen.
Schlage und Tritte trafen den Reporter. Haßerfüllte Blicke funkelten vor seinen Augen. Etwas schrammte über sein linkes Ohr, ein

gewaltiger Schmerz explodierte in seinem Schädel, und Bill hatte Mühe, gegen die Wogen der Ohnmacht anzukämpfen.

Und dann war auch der Vampir wieder da.

Bill hörte sein höhnisches Lachen, sah die breiten Schwingen und erwartete im nächsten Augenblick, von dem Blutsauger zur Ader gelassen zu werden.

Doch es kam anders.

Bill glaubte schon an eine Täuschung, als er die Sirenen der Polizeiwagen vernahm. Dann spritzten die Männer über ihm zur Seite, verschwanden blitzschnell in ihren Häusern, und wenig später war die Straße wie leergefegt.

Bill Conolly richtete sich stöhnend auf.

Vor seinen Augen tanzten dichte Schleier. In knieender Stellung und auf beide Hände gestützt, atmete er tief durch.

Langsam ging es ihm besser.

Am Straßenrand sah Bill Conolly Suko liegen. Der Chinese hatte mit seinem Körper die Inderin gedeckt.

Ein Dutzend Polizisten kam auf Suko und Bill zugelaufen. Sie hielten Gummiknüppel in den Händen.

Ein breitschultriger Mann, mit einer Schirmmütze auf dem Quadratschädel, baute sich vor Bill Conolly auf.

»Was ist hier geschehen?« fragte er in schlechtem Englisch.

Bill Conolly mußte mehrmals ansetzen, um antworten zu können. »Mein Freund und ich… wir – wir sind verfolgt worden. Die Meute… urplötzlich. Kümmern Sie sich um das Mädchen.«

Diese Aufforderung war nicht mehr nötig. Einige Polizisten hatten Suko und der Inderin bereits geholfen. Jetzt wurde auch Bill hochgezogen. Drei Männer schleppten ihn zu einem grüngrauen Polizeijeep. Bill wurde auf den Rücksitz gesetzt. Einer der Polizisten blieb als Wache zurück.

Andere waren in die Häuser gegangen. Dort stellten sie ihre Fragen. Es ging ziemlich laut und forsch zu. Doch an den ratlosen Gesichtern der Beamten erkannte Bill, daß sie mit ihren Fragen nichts erreicht hatten. Die Bewohner hier würden sich hüten, etwas über den Vampir verlauten zu lassen. Bill konnte sie sogar verstehen.

Dann wurden Suko und die Inderin gebracht. Das Gesicht des Chinesen war geschwollen. An der Stirn hatte er eine Beule, aus der ein Blutfaden sickerte. Aus einer Wunde am Arm tropfte ebenfalls Blut. Bill ging es nicht viel besser. Er hatte das Gefühl, sein linkes Ohr wäre gar nicht mehr vorhanden. Als er mit der Hand danach tastete, spürte er eine klebrige Flüssigkeit.

Aber sie waren gerettet. Und das war schließlich die Hauptsache.

Bill Conolly hob überrascht die Augenbrauen, als er sah, mit welch ausgesuchter Höflichkeit die Inderin von den Polizisten behandelt

wurde. Sie sprach mit dem Anführer, zeigte dann auf Bill und Suko, und der Uniformierte nahm Haltung an.

Dann kletterte das Mädchen zu Bill und Suko in den Jeep.

Sie sah noch sehr erschöpft aus, doch sie lächelte schon wieder.

»In welchem Hotel wohnen Sie?« erkundigte sie sich.

»In gar keinem«, erwiderte Bill Conolly. »Wir wollten eigentlich heute weiterfliegen. Die Maschine war hier nur zwischengelandet.«

Die Inderin nickte. »Gut, dann werden Sie meine Gäste sein. Ich werde Sie mit meinem Vater bekanntmachen. Ich steh tief in Ihrer Schuld.«

Bill grinste und winkte ab. »Halb so schlimm. Aber ich kenne bisher noch nicht Ihren Namen.«

Das Mädchen lächelte. Es machte ihr apartes Gesicht noch hübscher. »Nennen Sie mich Marai.«

»Gut. Und der rote Fleck auf ihrer Stirn, bedeutet das, daß Sie auch zu den…?«

»Ich sollte, aber…« Sie schüttelte plötzlich den Kopf. »Nein, Mister. Ich werde Ihnen alles später berichten, wenn wir im Haus meines Vaters sind.«

»Ich heiße übrigens Bill Conolly«, sagte der Reporter. »Und das ist mein Freund Suko.« Er deutete auf den Chinesen.

»Ich freue mich.«

Der Polizeioffizier trat an den Wagen und fragte, ob alles klar wäre.

Marai nickte.

Dann ging die Fahrt los.

Bill wollte wissen, wie es geschehen konnte, daß die Polizisten auf einmal auftauchten. Marai erzählte, daß dies auf Initiative ihres Vaters geschehen war. Er hatte sich Sorgen gemacht, daß seine Tochter noch nicht angekommen war. Marais Vater war ein hohes Tier in der Regierung und hatte die Polizei alarmiert, die daraufhin die Stadt abgesucht hatte. Die Beamten waren gerade zum richtigen Zeitpunkt eingetroffen.

Auf der Fahrt lernten Bill und Suko die andere Seite von Katmandu kennen. Ihr Ziel war das Regierungsviertel mit seinen prächtigen Bauten und dem Palast des Königs.

Das Haus, in dem Marai wohnte, lag auf einem Hügel. Es war von einer hohen weißen Mauer umgeben, um die Wachtposten patrouillierten. Von dem Palast selbst war nicht viel zu sehen, aber Bill ahnte, daß er bald wohnen würde wie ein Pascha aus Tausendundeiner Nacht.

Als der Reporter wieder Fragen an das Mädchen stellen wollte, lächelte Marai nur und vertröstete ihn auf später.

Bill und Suko waren gespannt, was sie noch alles erwarten würde…

***

Das Innere des Hauses war von einer märchenhaften Pracht. Schon allein der riesige Garten war ein Gedicht, doch als Bill und Suko in das Haus geführt wurden, da stockte ihnen der Atem.

Die Räume waren groß. Wertvolle Teppiche bedeckten den Boden. Kleine Springbrunnen und seltene Pflanzen und Blüten zauberten einen ewigen Frühling. Figuren aus Elfenbein schmückten die kostbaren Möbel. Die Sitzkissen waren aus bestem Samt, und zahlreiche Wände waren mit Seidenvorhängen bedeckt.

Bill sah – Buddhafiguren aus echtem Gold. In silbernen Schalen lag frisches Obst, und die Diener bewegten sich lautlos und unauffällig.

Bill und Suko wurden wie Könige behandelt. Der Reporter hatte dabei ein schlechtes Gewissen, wenn er an die Menschen in den Slums von Katmandu dachte, die nicht mit einem Bruchteil von diesem Luxus aufwarten konnten.

Doch dies zu ändern, war nicht seine Sache. Er hatte sich um andere Dinge zu kümmern.

Ein Bad war schnell vorbereitet. Bill genoß es, von dem warmen Wasser umschmeichelt zu werden. Danach wurde sein Körper eingesalbt. Das Öl duftete wie Jasmin.

Bills und Sukos Gepäck war vom Flughafen gebracht worden. Ein Diener stellte dem Reporter die beiden Koffer ins Zimmer.

Vom Fenster aus hatte Bill einen herrlichen Blick in den Garten. Die grünen kleinen Hänge stiegen sanft an. Zwischen exotischen Pflanzen standen pagodenähnliche Häuser. Die Dächer glänzten im Licht der untergehenden Sonne, wie mit flüssigem Gold übergossen.

Marais Vater hatte der Reporter nicht kennengelernt. Er hatte ein Gespräch mit dem König, und dieses würde sich noch bis in die Nacht hineinziehen.

Bill und Suko waren mit Marai zum Essen verabredet.

Die Tafel bog sich unter der Last der erlesenen Speisen. Es gab Reis, Geflügel, zahlreiche Sorten von Gemüse und Schweinebraten. Dazu verschiedene Soßen, die dem Reporter ausgezeichnet mundeten. Als Dessert wurde Obst gereicht, und der Tee, der eingeschenkt wurde, schmeckte phantastisch.

Zwei Stunden dauerte das Essen, dann nahmen Bill, Suko und Marai in einem Zimmer Platz, das im westlichen Stil eingerichtet war.

Marai hatte sich umgezogen. Sie trug einen Sari aus roter Seide, der besonders vorteilhaft zu dem schwarzen Haar kontrastierte. Zum erstenmal sah Bill Conolly die Augen des Mädchens. Er hatte selten so ausdrucksvolle, dunkle Augen gesehen.

Der Reporter war verständlicherweise sehr neugierig, aber er überließ es Marai, das Gespräch zu beginnen. Sie tat es mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Sie werden sich sicherlich wundern, daß wir als gebürtige Inder in

diesem Land leben, und daß mein Vater solch einen hohen Posten in der Regierung bekleidet. Dazu muß ich Ihnen sagen, daß wir vor einigen Jahren aus unserer Heimat fliehen mußten. Wir hatten uns mit der dortigen Regierung überworfen. Wir sind hier nach Nepal geflohen. Der König ist ein Freund meines Vaters. Er hat uns politisches Asyl gewährt und meinen Vater zu einem seiner Minister gemacht. Das ist schon einige Jahre her. Ich lebte damals in einem Schweizer Pensionat, und als ich mit der Schule fertig war, schickte mich mein Vater nach England. Ich nahm ein Studium in Oxford auf. Volkswirtschaft und Mathematik. Es lief in den ersten Jahren alles prächtig, bis ich auf der Universität einen Guru kennenlernte. Ich muß dazu sagen, ich war damals noch sehr jung, und dieser Guru faszinierte mich. Ich geriet völlig in seine Abhängigkeit.«

»Wie hieß der Mann?« stellte Bill eine Zwischenfrage.

»Padma Lahore.«

»Nie gehört.« Bill schüttelte den Kopf. »Und du, Suko?«

»Auch nicht«, erwiderte der Chinese.

»Aber lassen Sie mich weiter erzählen«, bat Marai und nahm einen winzigen Schluck Tee. »Dieser Guru schaffte es, Kräfte in mir zu wecken, die tief in meinem Innern geschlummert hatten. Ich beherrschte plötzlich die Kunst der Telekinese. Ich konnte Gedanken lesen und auch meine Gedanken sichtbar werden lassen. Und das über riesige Entfernungen hinweg. Es war unwahrscheinlich. Ich erschrak vor meinen eigenen Fähigkeiten, teilte das dem Guru auch mit, doch der lachte mich nur aus. Er sagte, er habe gewußt, daß ich ein Medium sei, und er würde zu gegebener Zeit noch auf mich zukommen. Ich solle ihn nur nie vergessen, es wäre mein Tod. Ich war natürlich zuerst sehr deprimiert, doch als ich fast ein Jahr nichts mehr von ihm hörte, vergaß ich ihn bald. Ich beendete mein Studium mit Erfolg und wollte wieder zurück in meine Heimat. Mein Vater hatte mich darum gebeten. Doch dann erschien einer der Abgesandten des Gurus. Er suchte mich in meiner Wohnung auf. Es war der Vampir, den auch Sie schon kennengelernt haben. Er sagte mir, daß jetzt die Zeit gekommen sei, dem Guru zu danken.«

Marai machte eine kleine Pause und lehnte sich in dem Ledersessel zurück. Gedankenverloren betrachtete sie das Gemälde ihres Vaters an der Stirnwand des Zimmers.

»Was wollte man genau von Ihnen?« erkundigte sich Bill.

»Ich sollte den Weg bereiten für die Vampire der roten Sekte. Sie stammen aus Tibet, aus den unwirtlichen Bergen des Himalaja, und wollen hier in Nepal Fuß fassen. Padma Lahore ist ihr Anführer. Er will das Land unter seine Herrschaft bringen.«

»Vampire der roten Sekte?« fragte Bill verblüfft. »Was bedeutet das?«

»Es sind riesige, blutsaugende Flugungeheuer, und Padma Lahore ist

der Anführer.«

Bill Conolly nickte, hob den Deckel der aus Elfenbein gefertigten Zigarettendose hoch und nahm ein Stäbchen heraus. Das goldene Tischfeuerzeug spendete Feuer.

Bill blies den Rauch zur Seite weg. Dann wandte er sich wieder an Marai. »Haben Sie diese Flugungeheuer schon einmal gesehen?«

»Nein. Aber sie müssen wesentlich größer sein als dieser Malaie. Wenigstens den Beschreibungen nach.«

»Wo hat Padma Lahore seinen Stützpunkt oder sein Hauptquartier?« bohrte Bill weiter.

»Davon habe ich auch keine Ahnung. Er hat es mir nie gesagt. Ich – ich war auch nie bei ihm, damals in London. Er ist immer zu mir gekommen. Die Sitzungen, wie er sie immer nannte, fanden stets bei mir im verdunkelten Zimmer statt.«

»Dieser Lahore muß schon einen so ansehnlichen Helferstamm besitzen«, meinte Bill. »Denken Sie an die Leute, die uns verfolgt haben. Viele von ihnen hatten den roten Kreis auf der Stirn.«

Marai nickte gedankenschwer. »Ja, leider, Mister Conolly. Lahore hat sich in den Jahren eine richtige Armee aufgebaut. Er steht dicht vor der entscheidenden Schlacht, und dazu braucht er mich und meine Kräfte der Telekinese. Ich sollte ihm bei seinen Aufgaben helfen.«

»Kennen Sie Details?« fragte Bill.

»Nein.«

»Aber Sie sind sicher, daß Sie über Tausende von Meilen eine gedankliche Botschaft übermitteln können?«

»Ja, Mister Conolly.«

»Hm.« Bill überlegte. Nachdenklich legte er die Stirn in Falten.

Marai lächelte schwach. »Erwarten Sie eine Demonstration meiner Fähigkeiten?«

»So ungefähr.« Bill hob die Hand, als er sah, daß Marai etwas sagen wollte. »Verstehen Sie mich richtig, ich zweifele nicht an Ihrer Begabung, aber wenn Sie die Telekinese wirklich so außergewöhnlich gut beherrschen, dann möchte ich Sie doch um einen kleinen Gefallen bitten.«

»Wenn ich kann – gern«, erwiderte die junge Inderin.

Suko ahnte schon, was Bill Conolly mit dem Experiment bezweckte. Der Chinese stieß den Reporter an. »Du willst John eine Botschaft zukommen lassen?«

»Ja.«

»Hoffentlich klappt es«, sagte Suko.

Marai hatte die beiden Männer irgendwie wissend beobachtet. Sie stand plötzlich auf und zog die Vorhänge vor die Fenster, so daß der Raum in ein schummriges Halbdunkel gehüllt wurde. Dann trat sie an den hohen Bücherschrank ihres Vaters und entnahm diesem eine

Kassette. Mit einem kleinen Schlüssel schloß sie die Kassette auf. In Samt eingebettet, lag dort ein flacher ovaler Stein, dessen Oberfläche grün-gelb strahlte.

Marai legte sich den Stein auf ihren rechten Handteller.

»Ich habe ihn von einem tibetanischen Mönch geschenkt bekommen«, sagte sie. »Er stellt das Bindeglied zwischen mir und der Person dar, der ich eine Nachricht überbringen soll.«

Bill Conolly und auch Suko sahen den Stein fasziniert an. Ein seltsames Fluidum ging von ihm aus. Als Bill einmal mit der Fingerkuppe über die Oberfläche strich, fühlte er, daß sich der Stein erwärmt hatte.

»Der Mann, den wir erreichen wollen, heißt John Sinclair. Er wohnt in London. Übermitteln Sie ihm die Nachricht, daß seine Anwesenheit unbedingt erforderlich ist.«

»Wer ist John Sinclair?« wollte Marai wissen.

»Er ist ein bekannter Geisterjäger und Dämonenbekämpfer. Ein Mann, der die Mächte der Finsternis schon oft besiegt hat und auch weiterhin einen immerwährenden Kampf gegen sie führt.«

Marai nickte ernst. »Er ist ein guter Mensch. Ich spüre es.«

Im Lotussitz ließ sie sich auf dem Boden nieder und verengte die Augen zu schmalen Schlitzen. Sie hatte beide Hände auf ihre Schenkel gebettet, der Stein berührte jeweils an seinen Enden die Handballen.

Bill und Suko waren in ihren Sesseln sitzengeblieben. Sie beobachteten das Mädchen, das mit ihren Konzentrationsübungen fortfuhr.

Im Zimmer war es still. Bill und Suko wagten kaum zu atmen. Nichts störte Marais Konzentration.

Plötzlich bewegten sich ihre Lippen. »Ich – ich habe Kontakt«, flüsterte sie. »Ja, es ist, als wäre der Mann dicht vor mir. Hier bei uns. Er muß etwas merken… er muß…«

Gespannt lauschten Bill und Suko den Worten. Der Reporter hatte sich vorgebeugt. Schweißperlen rannen an seinem Hemd herab und wurden vom Hemdkragen aufgesaugt.

Und dann verzog sich Marais Gesicht. Stoßweise drang der Atem über ihre Lippen. Der Stein auf ihren Händen begann zu glühen, platzte plötzlich auseinander und wurde zu einem Aschehaufen.

Marai schrie auf. »Hilfe«, ächzte sie und fiel zur Seite. Schweratmend blieb das Mädchen liegen.

Bill und Suko waren aufgesprungen. Sie hoben Marai hoch und legten sie auf eine kleine Couch.

Nur allmählich beruhigte sich ihr Atem. Marai faßte nach Bill Conollys Hand. Mühsam brachte sie einige Worte über die Lippen. »Ich – ich hatte Kontakt«, flüsterte sie. »Doch plötzlich war er weg. Fremde Kräfte strömten auf mich ein. Ich sah das Gesicht des Gurus.

Übergroß und zu einem Grinsen verzogen. Er lachte, er freute sich. Dann war die Verbindung unterbrochen.«

»Konnten Sie noch einen Gedanken an unseren Freund abgeben?« wollte Bill Conolly wissen.

»Ja.« Marai holte noch einmal tief Atem. »Ich habe ihn um Hilfe gebeten.«

»Und seine Antwort?«

»Habe ich nicht bekommen.«

Bill Conolly und Suko blickten sich an. »Meinst du, das reicht?« fragte der Reporter.

»Keine Ahnung. Wir sollten versuchen, John Sinclair telefonisch zu erreichen.«

»Das wird wohl das Beste sein«, erwiderte Bill Conolly. Er horchte auf, als er Marais schwache Stimme vernahm.

»Es ist zu spät«, hauchte die Inderin, »es ist alles zu spät…«

***

Die seltsame Nachricht verschwand ebenso rasch, wie sie gekommen war.

John Sinclair wischte sich über die Augen. Hatte er nur schlecht geträumt?

Nein, auf keinen Fall. Der Geisterjäger war wach wie selten. Und ihn hielt nichts mehr in seinem Bett.

Nur mit seinem Schlafanzug bekleidet, schlich John Sinclair im Dunkeln durch die Wohnung. Das Appartement war durch allerlei Dämonenbanner gesichert, so ohne weiters konnten keine ungeladenen Gäste hereinkommen.

Und doch hatte John dieser magische Hilferuf erreicht.

Woher? Und von wem?

John Sinclair knipste im Living-room die Wandleuchte an und setzte sich in den Sessel. Bis auf das Summen der Heizung war es still. Draußen hatte der Regen aufgehört. Bis zum späten Abend hatte es ununterbrochen gegossen. Ein Aprilwetter, wie es im Buche stand. Sogar vom Schnee war die Millionenstadt an der Themse nicht verschont geblieben.

John Sinclair griff nach seinen Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Obwohl er nicht länger als anderthalb Stunden geschlafen hatte, fühlte er keine Müdigkeit. Er war zu unruhig. Der magische Hilferuf hatte ihn aufgescheucht.

John Sinclair war Oberinspektor bei Scotland Yard. Er war zuständig für Fälle, die mit normalen logischen Mitteln nicht mehr zu lösen waren. John wurde immer dann eingesetzt, wenn der Fall in den Bereich des Übersinnlichen hineinspielte, wenn Dämonen den Menschen den Kampf angesagt hatten.

John wußte, daß es diese schrecklichen Horrorwesen gab, daß sie nicht nur in der Phantasie einiger Schriftsteller existierten. Der Geisterjäger hatte gegen sie gekämpft, und manchmal war es verdammt knapp hergegangen.

Aber John lebte immer noch, obwohl er auf der Abschußliste der Dämonen ganz oben stand.

Der Geisterjäger war ein Typ, mit dem man Pferde stehlen konnte. Er war genau das Gegenteil von dem, was man sich landläufig unter einem Beamten vorstellte.

John war überdurchschnittlich groß, blond und mit einem Lächeln ausgestattet, das immer ein wenig spöttisch wirkte. Auf seiner rechten Wange befand sich eine sichelförmige Narbe, ein Andenken an seinen bisher schwersten Gegner, an Doktor Tod.

Verheiratet war John Sinclair nicht.

Die Ehe vertrug sich nicht mit seinem Beruf. John stand wenigstens auf dem Standpunkt.

Immer wieder überlegte John, wer ihm diese Nachricht geschickt haben könnte. Natürlich dachte er an Bill Conolly und Suko, aber die beiden trieben sich irgendwo im Himalaja herum. Bill wollte eine Reportage über buddhistische Mönche schreiben, und Suko sollte ihm dabei helfen. John hatte den Chinesen nur schweren Herzens mit dem Reporter ziehen lassen. Suko war ihm schon mehr als einmal eine sehr große Hilfe gewesen.

Andererseits – weshalb sollten sich Bill und Suko nicht in einer lebensgefährlichen Klemme befinden? Das Himalaja-Gebirge barg genügend Geheimnisse, die ein Europäer schon in Schwierigkeiten bringen konnten. Doch wiederum hatte Bill keine magischen Anlagen, daß er hätte die Nachricht aussenden können.

Wer aber dann?

Johns Grübeleien wurden durch das Schrillen des Telefons unterbrochen.

Der Geisterjäger drückte die Zigarette aus und nahm den Hörer ab. Wer konnte ihn um diese Zeit noch anrufen?

John meldete sich und hörte erst einmal nur ein Rauschen.

Dann eine ganz entfernt klingende Stimme, die irgendwie Ähnlichkeit mit der von Bill Conolly hatte.

»John? Bist du's?«

»Ja!«

Rauschen.

»Bill, verdammt! Melde dich!«

Rauschen, knacken. Dann wieder der Reporter. »John! Gefahr. Wir…« Rauschen… »Katmandu«. Wieder wurde die Stimme von Störungen überlagert.

»Bill!« schrie der Geisterjäger in den Hörer.

»… schnell… sofort… Marai… Vampire…«
Dann war die Verbindung unterbrochen.
Der Oberinspektor rief noch einige Male Bills Namen, doch er bekam keine Antwort mehr.
Nachdenklich legte John Sinclair den Hörer wieder auf. Er mußte sich aus den Bruchstücken einiges zusammenreimen, und er war jetzt sicher, daß die magische Botschaft von Bill gekommen war.
Der Reporter und Suko befanden sich in Gefahr!
John Sinclair hatte das Wort. Katmandu verstanden. Katmandu war die Hauptstadt von Nepal. Der Geisterjäger wußte, daß Bill und Suko dort eine Zwischenlandung machen mußten. Sollten sie in Katmandu auf Vampire getroffen sein?
John Sinclair spürte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief. Er wußte, was er zu tun hatte. Er mußte Bill. Conolly und Suko helfen.
Der Geisterjäger handelte kurzentschlossen. Er rief am Flughafen Heathrow an und erkundigte sich, wann die nächste Maschine nach Nepal flog.
»Wenn Sie Glück haben, in vier Stunden«, lautete die Antwort.
»Wieso?«
»Denken Sie an den Streik.«
John Sinclair stieß einen Fluch durch die Zähne. Seit einigen Tagen streikte das Bodenpersonal des Flughafens. »Buchen Sie auf alle Fälle einen Platz für mich«, sagte der Geisterjäger.
»Wird erledigt, Sir.«
John Sinclair gab noch seinen Namen an und legte dann auf.
Jetzt kam Teil zwei seiner Mission. Er mußte seinem Chef, Superindendent Powell, klarmachen, daß er nach Asien wollte.
John rief in Powells Privatwohnung an. Mit wenigen Worten erklärte er dem Superintendenten, wie die Dinge lagen, und er war ehrlich überrascht, daß Powell sofort sein »Okay« gab. Er schien sich mittlerweile daran gewöhnt zu haben, daß sein bester Mann kein Spesenritter war und nur Reisen unternahm, wenn wirklich Not am Mann war.
John Sinclair bedankte sich noch einmal und begann anschließend, seine Koffer zu packen.
Zu diesem Zeitpunkt ahnte der Geisterjäger nicht, daß er Katmandu so schnell nicht erreichen würde…

***

John Sinclair ließ sich mit einem Taxi zum Flughafen fahren. Über London lag noch die Dunkelheit. Nur langsam zog im Osten das erste Grau der Morgendämmerung hoch.
Der Taxidriver war noch verschlafen von der Nachtschicht. Er redete kein Wort. John war das recht so. Nur hin und wieder hustete der

Fahrer trocken.

Zu viele Zigaretten.

Der Flughafen war hell beleuchtet, Lichterketten markierten die Landebahnen. Auf dem Kontrollturm blinkten die Positionsleuchten.

Es herrschte wenig Betrieb. Ein Bus – fast leer – fuhr in Richtung Innenstadt. Seine breiten Scheinwerferkegel wischten über den nassen Asphalt der Straße.

John Sinclair gähnte. Er nahm sich vor, im Flughafen noch einige Tassen Kaffee zu trinken.

Das Taxi brachte ihn bis vor das Hauptgebäude. John zahlte den Fahrpreis, ließ sich eine Quittung geben und stieg aus.

Das Licht der Bogenlampen spiegelte sich in den großen Wasserpfützen. Ein Pilot – flankiert von zwei Stewardessen – kam John entgegen. Die drei sprachen französisch.

John betrat die Halle, in der um diese frühe Morgenstunde eine relative Ruhe herrschte. Der Geisterjäger hatte nur einen Koffer mitgenommen. Er enthielt außer einigen Kleidungsstücken noch spezielle Waffen, die nur für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung gedacht waren.

Der Oberinspektor visierte den Schalter der British Airways an. Das Mädchen hinter dem Tresen lächelte. Auch die Schminke konnte die Ränder unter ihren Augen nicht verdecken. Der Nachtdienst forderte eben seinen Tribut.

John stellte den Koffer ab. »Mein Name ist Sinclair. Ich hatte ein Ticket nach Katmandu bestellt.«

»Ja, Sir.« Das Girl holte ein Kuvert hervor, reichte es John herüber und nannte den Preis.

Der Geisterjäger zahlte. Das Girl wünschte ihm noch einen guten Flug.

John orientierte sich in Richtung Bar. Man hatte in der Halle ein Karree aufgebaut, in dessen Mitte ein schwarzhaariger Mixer mit sich selbst um die Wette gähnte. An der Schmalseite des Karrees saßen zwei Männer und tranken Bier. Sie sahen aus wie Geschäftsleute.

Der Keeper setzte sich in Bewegung. »Was darf es sein, Sir?«

John bestellte Kaffee und ein Käse-Sandwich. Der Kaffee war bitter, und das Sandwich schmeckte, als hätte es schon eine Woche im Sand gelegen.

Er bestellte sich noch eine zweite Tasse Kaffee. Als er sie geleert hatte, blieb ihm noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Abflug.

Es war selbstverständlich kein Direktflug bis Katmandu. Zwischenlandungen in Frankfurt, Rom, Athen und Teheran waren vorgesehen. Von Katmandu aus flog die Maschine dann weiter nach Kalkutta.

Draußen auf dem Rollfeld heulten die Triebwerke eines Jets auf. Eine

Maschine aus New York setzte zur Landung an. John war froh, daß das Bodenpersonal nicht streikte. Es hatte Tage gegeben, da war die Halle um diese Zeit schon überfüllt gewesen mit wartenden und enttäuschten Passagieren.

An der Bar hatten sich jetzt noch mehrere Fluggäste eingefunden. John entdeckte einige hübsche Frauen darunter. Junge Mädchen mit gut gebauten Körpern. Sie schienen zusammenzugehören. Wahrscheinlich eine Reisegruppe.

Auch die Hocker rechts von John Sinclair wurde besetzt. Direkt neben ihm nahm eine Rothaarige Platz, deren Aussehen einem Mann schon das Wasser in die Augen treiben konnte.

John schätzte sie auf knapp unter Dreißig. Sein Freund, Bill Conolly, hatte zu damaligen Sturm- und Drangzeiten immer zu sagen gepflegt: Ein dankbares Alter.

Die Frau trug ein modern geschnittenes blaues Wildlederkostüm und darunter einen Pullover, dessen Inhalt einiges versprach. Ihr langes Haar war bis in die Höhe der Ohren glatt, danach entwickelte sich daraus eine wahre Lockenpracht. Der Teint der Frau war etwas blaß. Sie hatte sich auch nicht die Mühe gemacht, ihre Sommersprossen zu überschminken, was John mit einiger Befriedigung feststellte. Er mochte keine angekleisterten Frauen.

Die Rothaarige wandte den Kopf. »Na, zufrieden mit der Musterung?« fragte sie. Dabei verzogen sich ihr kirschroten Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

»Sehr«, erwiderte John. »Ich hätte nicht damit gerechnet, an solch einem trüben Morgen eine so nette Begleitung zu bekommen.«

»Woher wissen Sie denn, daß es eine Begleitung wird?« fragte die Frau. Sie nahm einen Schluck aus ihrem Martiniglas und wischte sich einen Tropfen der Flüssigkeit mit einem schnellen Zungenschlag von der Oberlippe.

»Sie fliegen doch sicherlich ebenfalls nach Kalkutta – oder?«

Die Frau lächelte. »Sonst säße ich nicht hier.«

»Phantastisch. Dann wird die Reise wenigstens nicht langweilig. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle.« Der Geisterjäger glitt vom Hocker. »Mein Name ist John Sinclair. Gute Freunde sagen John zu mir. Ich hoffe, daß ich Sie dazu zählen kann.«

»Okay, John. Ich heiße Pamela Morton. Um aber bei den Freunden zu bleiben. Man sagt zu mir meist Pam.«

»Einverstanden, Pam.«

John deutete auf die am Tresen verteilt sitzenden Mädchen. »Gehören die alle zu Ihnen?«

Pam Moton nickte. »Ja.«

Amüsiert betrachtete John Sinclair die kichernden Girls. Alle Haarfarben waren vertreten. Ein Girl hatte sich sogar die Haare grau

gefärbt. Grüne Wimpern klebten auf ihren Augendeckeln. Sie fühlte sich wohl als Vamp, denn als sich ihre und Johns Blicke trafen, reckte sie den Oberkörper in die richtige Positur, und der Oberinspektor konnte erkennen, daß die Figur wahrscheinlich nicht von schlechten Eltern war.

Pam hatte die Blicke bemerkt. Sie lächelte amüsiert. »Gefällt Ihnen Ginny?« fragte sie.

John hob die Schultern. »Sie gefallen mir besser.«

»Danke.« Das Wort klang etwas spöttisch.

John überhörte den Spott. Er bot Pam eine Zigarette an. Sie lehnte ab. John gönnte sich selbst ein Stäbchen und sagte: »Um auf die Mädchen zurückzukommen, Pam. Sie sehen aus wie Tänzerinnen. Haben Sie in Kalkutta ein Engagement angenommen?«

»Ja. In dem größten Theater. Es soll eine Superschau werden. Irgendein Maharadscha hat Geburtstag, und der wollte seinen Gästen etwas bieten. Sogar aus Paris werden noch Mädchen eingeflogen. Aber es sind nicht nur Tänzerinnen. Wir singen auch, und die meisten beherrschen ein Instrument.« Pam Morton trank ihr Glas leer. »Und Sie, John? Was treibt Sie nach Kalkutta?«

»Ich fliege nicht dorthin.«

»Oh.« Enttäuschung malte sich auf dem Gesicht der Frau ab, was John mit einem zufriedenen Lächeln quittierte.

»Keine Angst«, sagte er schnell. »Wir bleiben bis Katmandu zusammen.«

Pam Morton hatte sich wieder rasch gefangen. »Was wollen Sie denn in Nepal?«

»Eine geschäftliche Sache.«

»Waren Sie schon mal dort?«

»Nein.«

»Was sind Sie von Beruf?«

»Kaufmann. Export.«

»Welche Branche?« Pamela Morton wollte wirklich alles wissen. Doch ehe John eine Antwort geben konnte, wurde ihre Maschine aufgerufen. Gezahlt hatte John schon. Er konnte sich um Pam nicht mehr kümmern, denn die rothaarige Frau mit den grünen Augen hatte genug mit ihren Girls zu tun.

John Sinclair kam ein altes Sprichwort in den Sinn. »Lieber einen Sack Flöhe hüten als zehn Mädchen.«

In der Maschine trafen sie sich wieder. Und zufällig saß Pamela Morton genau neben John.

Der Geisterjäger lächelte, als er sich anschnallte. »Ich dachte, solche Zufälle gäbe es nur in Filmen.«

»Man kann sich täuschen.«

Die zwei Stewardessen – beide schwarzhaarig – gingen durch den

Gang und halfen einigen Mädchen beim Anschnallen. Die Maschine war nicht einmal zur Hälfte besetzt, aber das würde sich später sicher noch ändern.

Langsam rollte der schwere Vogel zur Startbahn. Pamela hatte einen Fensterplatz. Sie schaute nach draußen und wurde bleich, als die Maschine abhob.

»Angst vorm Fliegen?« fragte John.

»Kaum. Aber ein komisches Gefühl ist es doch.«

»Wem sagen Sie das. Sie müssen sich nur eins merken.« John wandte Pamela Morton sein Gesicht zu. »Runter kommen wir immer.«

»Fragt sich nur wie«, erwiderte Pamela Morton leise…

***

Nachdenklich legte Bill Conolly den Hörer zurück. Sorgenfalten hatten auf seiner Stirn ein Waschbrettmuster entstehen lassen. Die Verbindung mit London war plötzlich unterbrochen worden. Bill hatte danach noch zweimal versucht anzurufen, doch keinen Kontakt mehr bekommen.

War die Störung zufällig oder Dämonenwerk?

Beides war nicht auszuschließen.

Der Reporter zündete sich eine Zigarette an. Er warf Suko einen sorgenvollen Blick zu.

Der Chinese stand neben der Tür wie ein Zinnsoldat. Jetzt ging er auf Bill zu.

»Was hat John gesagt?«

»So gut wie nichts. Es war ja auch kaum ein Wort zu verstehen. Zuviel Rauschen, und dann war die Verbindung plötzlich weg.« Bill tippte dem Chinesen mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Langsam habe ich das Gefühl, daß wir hier festsitzen.«

»Wie meinst du das?«

Bill stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus. Er floß kerzengerade an seinem Kinn vorbei, um in Höhe des Halses zu zerflattern. »Dieser Padma Lahore wird alles daransetzen, um Marai in seine Hände zu bekommen. Eine Demonstration seiner Macht haben wir schon zu spüren bekommen. Mensch, Suko, wir befinden uns hier am Ende der Welt. Wer sollte uns helfen? Wir haben keine Waffen, mit denen Dämonen zu bekämpfen wären. Und bis John kommt – falls er überhaupt hier eintrifft –, vergeht noch über ein Tag.«

»Welchen Vorschlag hast du?«

Bill senkte den Kopf. »So komisch es sich anhört, ich habe schon an eine Flucht gedacht. Ich meine… versteh’ mich recht, es geht mir dabei nicht um meine oder deine Person, sondern mehr um Marei. Wir können ihr keinen optimalen Schutz bieten.«

»Dein Vorschlag hat was für sich«, meinte Suko, »doch bin ich der

Meinung, daß Marai hier im Haus immer noch am sichersten ist. Das Gebäude wird gut bewacht.«

Bill winkte ab. »Für Dämonen war so etwas noch nie ein Hindernis. Und wie schnell Menschen in ihren Bannkreis geraten können, haben wir ja vor kurzem noch am eigenen Leibe verspürt.«

Bill Conolly unterbrach sich, weil er sah, daß Marai sich aufrichtete. Sie hatte sich von dem Schock wieder einigermaßen erholt, sie war nicht mehr so bleich, und auch aus ihren Augen war die Angst verschwunden.

Bill setzte sich neben sie auf die Couch. Marai versuchte zu lächeln. »Es – es hat nicht so recht geklappt mit London – oder?«

Bill schüttelte den Kopf.

»Ich hätte es mir denken können«, sagte Marai mit leiser Stimme. »Padma Lahore ist sehr mächtig. Bestimmt hat er es durch die Kraft seines Geistes geschafft, die Verbindung zu unterbrechen. Er ist ein Teufel, unberechenbar. Zu mir hat er einmal gesagt, daß ihn nicht eine Armee von Soldaten aufhalten könne. Ich glaube ihm.«

»Das ist wohl etwas übertrieben«, meinte Bill. »In dieses Haus wird er kaum kommen. Es wird gut bewacht, und ich glaube, daß Sie sich auf die Leute verlassen können.«

»Auch sie können Padma Lahore nicht trotzen. Nein, ich habe die Hoffnung aufgegeben.«

»Nun mal langsam«, versuchte Bill dem Mädchen Mut zu machen. »Wir sind schließlich auch noch da. Und mein Freund Suko ist schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden. Außerdem wird John Sinclair hier bald eintreffen, so daß Sie sich keine Sorgen zu machen brauchen, Marai.«

Die junge Inderin lächelte verloren. »Es ist nett, Bill, daß Sie mir Trost zusprechen wollen, aber ich glaube, daß dieser Trost wenig nützt. Wir sind für Lahore zu schwach. Er setzt immer seinen Willen durch. Ich kenne ihn besser.«

Übergangslos blickte Marai auf ihre Uhr. Dann sprang sie auf. »Es ist schon spät, und Vater ist noch nicht im Hause. Ihm wird doch wohl nichts…«

Sie sprach das letzte Wort nicht aus, aber Bill und Suko wußten, was gemeint war.

»Rufen Sie doch mal an«, sagte der Reporter.

Marai ging zum Telefon. Sie hob den Hörer ab, lauschte und ließ ihn dann wieder sinken.

»Tot«, sagte sie. »Die Leitung ist tot.«

Bill war mit drei Schritten bei ihr. »Lassen Sie mich mal«, sagte er und nahm den Hörer.

Er hatte ihn kaum ans Ohr gehalten, als ein gräßliches Lachen aufklang. Es schien direkt aus dem Telefonapparat zu kommen und

das gesamte Zimmer zu erfüllen.

Marai wankte zurück und preßte beide Hände in Höhe des Herzens gegen die Brust.

»Das ist er«, flüsterte sie mit bebender Stimme. »Das ist Padma Lahore.«

Bill Conollys Gesichtszüge schienen zu Eis erstarrt zu sein. »Wer ist da?« fragte er. »Melden Sie sich.«

Wieder das Lachen. Dann eine tiefe Stimme. »Wer hier ist, weiß Marai ganz genau. Und ich weiß auch, wer du bist, mein Freund. Ich weiß überhaupt alles, was geschehen ist. Sogar der Anruf nach London ist mir nicht verborgen geblieben. Ich habe ihn bewußt nicht sehr gestört, weil er haargenau in meinen Plan paßte. Ihr seid mir direkt ins Feuer gelaufen. Und nun hört zu. Ich will, daß ihr das Haus nicht verlaßt. Das heißt, ihr könnt es gar nicht mehr. Das Gebäude befindet sich in meiner Gewalt. Solltet ihr trotzdem noch einen Ausbruch versuchen,- werdet ihr sterben. Um meinen weiteren Plan auszuführen, will ich euch auf Nummer Sicher wissen, auch Marai kann ruhig im Haus bleiben. Ihr Vater befindet sich übrigens an einem sicheren Ort. Ich werde ihn zu einem meiner Diener machen, Marai kann sich bald davon überzeugen. Das war es, was ich euch sagen wollte. Ich melde mich wieder.«

Marai war einer Ohnmacht nahe. Suko war zu ihr geeilt und stützte sie.

»Vater«, flüsterte Marai. »Ich – ich habe es geahnt. Ich will zu ihm. Ich will!« Sie schrie die letzten Worte heraus, und ehe Suko sich versah, hatte sie sich losgerissen und rannte auf die Tür zu.

Bill Conolly bekam Marai dicht davor zu packen. Sie wehrte sich gegen Bills Griff. Der Reporter mußte Marai erst eine Ohrfeige versetzen, um sie wieder ruhig zu bekommen.

Schluchzend ließ sich Marai auf die Couch fallen.

»Das hatte ich mir fast gedacht«, flüsterte Bill. Er ballte in ohnmächtigem Zorn die Hände zu Fäusten und spürte, wie die Fingernägel in das Fleisch drangen.

Suko war zum Fenster gegangen. Jetzt wandte er sich um und rief: »Komm doch mal her, Bill.«

Der Reporter warf noch einen Blick auf Marai, saß, daß sie ruhig bleiben würde, und stellte sich neben den Chinesen.

Von der Parklandschaft war so gut wie nichts mehr zu sehen. Eine nebelartige Wolke hatte sich wie ein Gespinst darübergelegt und alles verschluckt.

Kein Baum, kein Strauch – nichts war mehr zu erkennen.

»Schwarze Magie«, flüsterte Bill und konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Dann wurden seine Augen plötzlich groß. Etwa in Höhe des Fensters

wischte ein Schatten durch die Nebelwand. Etwas Genaues konnten die beiden Männer nicht erkennen, zu verwaschen waren die einzelnen Konturen.

Doch dann näherte sich der Schatten dem Fenster, wurde klarer und…

Bill packte Sukos Arm. »Das ist eine Fledermaus«, krächzte er.

Der Reporter hatte recht.

Vor dem Fenster kreiste wirklich eine Fledermaus.

Aber was für eine.

Riesengroß, größer als ein Mensch. Mit Flügeln, die eine enorme Spannweite besaßen. Das Maul war weit aufgerissen. Das Gebiß was höllisch spitz.

Die Fledermaus hatte kein menschliches Gesicht, doch Bill und Suko glaubten beide, daß sich der Blutsauger sehr schnell in einen menschlichen Vampir verwandeln konnte.

Die Fledermaus schien vor dem Fenster in der Luft stehenzubleiben.

Groß wie Ringe waren die Augen, Und blutrot!

»Mein Gott, hätte ich doch nur eine Waffe«, ächzte Bill verzweifelt. Er konnte den Blick des Blutsaugers nicht mehr ertragen und wandte sich ab.

Suko folgte ihm.

Bill kümmerte sich inzwischen um Marai. Er sagte der Inderin nichts von der schrecklichen Entdeckung.

Suko öffnete die Türen eines hohen zweiflügeligen Schranks und fand, was er suchte.

Eine noch volle Flasche Cognac. Gläser waren auch vorhanden.

Bill hatte Suko beobachtet. »Ich könnte auch einen Schluck vertragen«, sagte er.

Suko goß etwas Alkohol in zwei Schwenker. Bill Conolly trank sein Glas mit einem Zug leer. Das zweite setzte er Marai an die Lippen. Das Mädchen schluckte tapfer. Tränen traten in ihre wunderschönen dunklen Augen.

Bill setzte das Glas wieder ab.

»Ich habe mich wohl dumm benommen«, sagte Marai. »Aber – die Stimme plötzlich… es war so schrecklich, Bill.«

Der Reporter lächelte. »Schon gut, Marai.«

»Nein, Sie können mich nicht trösten. Mein Vater, er befindet sich in den Klauen dieses Dämons. Es ist alles so schrecklich. Was soll denn jetzt geschehen? Wir können das Haus nicht mehr verlassen. Es ist aus, Bill.«

»Noch leben wir«, erwiderte der Reporter, »und das ist immerhin eine ganze Menge. Solange man noch atmen kann, soll man die Hoffnung nie aufgeben.«

»Das sagen Sie nur so«, flüsterte Marai.

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine es ernst.« Er sah Suko, der zur Tür gegangen war. »Wo willst du hin?«

Der Chinese drehte den Kopf. »Ich will sehen, was mit dem Personal und den Wärtern ist.«

Ehe Bill eine Antwort geben konnte, hatte Suko die Tür geöffnet und war verschwunden.

Von diesem Arbeitszimmer aus gelangte man in eine Halle, die in mehrere Räume unterteilt war. Überall gab es Nischen und kleine, gemütliche Ecken, die mit Sitzkissen und niedrigen Tischen ausgefüllt waren.

Doch die Gemütlichkeit war zerstört worden.

Von zehn Männern.

Suko erkannte in ihnen Mitglieder der Palastwache. Ihre Gesichter waren seltsam stumpf und ausdruckslos. Und auf allen Stirnen befand sich das Zeichen der roten Sekte.

Im Halbkreis kamen die Männer auf Suko zu.

Matt glänzten die Maschinenpistolen in ihren Händen. Suko konnte sogar das Öl riechen, mit dem die Waffen eingefettet worden waren.

Nein, an dieser Wache kamen sie nicht vorbei.

Und durch das Fenster auch nicht, denn draußen lauerten die Blutsauger auf Opfer.

Suko zog sich wieder zurück. Er verschloß die Tür mit dem innen steckenden Schlüssel.

Bill sah den Chinesen gespannt an. »Und?« fragte er.

Suko schüttelte den Kopf. Er sagte nichts, wollte Marai nicht unnötig aufregen. Das Mädchen hatte in der letzten Stunde schon genug durchgemacht.

Doch die Schrecken sollten für Marai noch längst kein Ende haben. Sie lag so, daß sie eines der beiden Fenster sehen konnte.

Urplötzlich schnellte sie hoch.

»Daaaa…!« schrie sie. »Am Fenster!« Marai hatte den Arm ausgestreckt und deutete mit dem Zeigefinger auf die Scheibe.

Der Vampir war wieder da.

Doch er hatte sich verändert.

Sein Gesicht war das eines Menschen. Ein unendlich gequälter Ausdruck lag auf den Zügen.

»Das Gesicht!« flüsterte Marai. Sie schluchzte, weinte und sprach in einem.

»Was ist damit?« rief Bill.

»Es – es gehört meinem Vater!«

»Mein Gott!« erwiderte Bill, und dann mußte er die junge Inderin auffangen.

Sie war in Ohnmacht gefallen.

***

Die Maschine flog nach Osten. Der aufgehenden Sonne entgegen. Es war ein phantastisches Bild. Die breiten Strahlen spiegelten sich auf der Aluminiumhaut des Clippers und wurden als blitzende Reflexe zurückgeworfen.

Sie befanden sich über den Wolken. Die grauweißen Berge, oft mit bizarren Konturen versehen, wischten unter ihnen hinweg.

Die Stewardessen servierten Drinks. John Sinclair hatte sich für einen Orangensaft entschieden, Pamela Morton trank nichts.

»Ich muß auf meine Linie achten«, sagte sie lachend, was John allerdings nicht verstand.

Über dem europäischen Festland klarte der Himmel auf. Die Wolken zerfaserten zu Schemen und waren schließlich völlig verschwunden. Tief unter ihnen lagen die Dunstglocken, die die großen Städte wie eine Haut umrahmten.

Die Mädchen aus Pamelas Truppe hatten ihren Spaß. Sie lachten, waren wie aufgedreht. Oft flogen Blicke zu Pam und John hinüber, und manch anzügliche Bemerkung erreichte Johns Ohren.

Es machte ihm nichts aus.

Pam war eine blendende Unterhalterin, und als der silberne Vogel zur Zwischenlandung in Frankfurt aufsetzte, schien es dem Geisterjäger, als seien nur Minuten seit dem Abflug vergangen.

In Frankfurt wurde die Maschine voll. Nur noch wenige Plätze blieben frei. Es waren vor allen Dingen Araber, die die Sitze besetzten.

Die Blicke, mit denen sie die Girls bedachten, erinnerten John an das Starren von hungrigen Geiern, die scharf auf das Aas waren.

Auch Pamela beobachtete die Männer mißtrauisch.

»Das kann Ärger geben«, sagte sie.

»Fürchte ich auch«, erwiderte John.

Doch vorerst tat sich nichts. Die acht Männer ließen sich auf ihren Plätzen nieder und unterhielten sich lautstark in ihrer Landessprache.

Zwei von ihnen waren mit Burnussen bekleidet. Sie sahen darin aus wie Scheichs. Trotz dieser weiten Umhänge konnte John erkennen, daß die Kerle nicht gerade von zarter Natur waren. Sie erinnerten John an die Leibwächter eines Ölkönigs. Er hatte vor kurzem mal in einer Illustrierten Bilder von diesen Typen gesehen.

Der Geisterjäger bemerkte auch, daß die beiden Stewardessen miteinander flüsterten. Auch ihnen schienen die neuen Fluggäste nicht geheuer zu sein. Wahrscheinlich steckte ihnen aber auch die Angst vor Terroristen zu tief in den Knochen.

Entgegen aller Erwartungen verhielten sich die Araber gesittet. Sie starrten zwar immer die Mädchen an, doch einen Versuch, ihnen näherzukommen, wagte keiner.

Auch Pamela Morton beruhigte sich.

»Damit müssen Sie sich abfinden«, sagte John nach einer Weile des

Schweigens.
»Womit?«
»Von den Männern angestarrt zu werden.«
Pamela lächelte fade. »Sicher. Wir sind das auch gewohnt. Bei den Typen habe ich nur immer das Gefühl, daß sie Nachschub für ihren Harem suchen.«
Der Oberinspektor mußte lachen. »Alles halb so wild. Auch in den arabischen Ländern fangen die Frauen an, sich zu emanzipieren.«
Am späten Vormittag erreichten sie Rom. Einige Passagiere, die in London das Flugzeug betreten hatten, stiegen aus. Die Araber jedoch blieben.
Der Jet wurde aufgetankt.
Eine griechische Musiktruppe stieg zu. Sie trugen noch ihre bunten Kostüme, und augenblicklich belebte sich die Szene in der Maschine.
Weiter ging der Flug in Richtung Athen.
Das Mittagessen wurde serviert, oder Brunch wie die Engländer sagen.
John nahm Salat, Schinkenröllchen, gebratene Eier und eine scharfe Soße. Dazu trank er Sprudel.
Die Araber aßen nichts, und Pamela Morton hatte nur den Salatteller bestellt. Dazu aß sie zwei hartgekochte Eier.
In Athen nahm die Maschine noch einmal Treibstoff auf, und dann begann das längste Stück der Strecke.
Und es gab Ärger.
Mit den Arabern.
Dabei fing alles relativ harmlos an. Mit einem Platzwechsel.
Der jüngste Araber – er trug einen braunen Anzug mit feinen Nadelstreifen – hatte sich so auf die andere Seite des Ganges gesetzt, daß er Pamela Morton ansehen konnte.
Er starrte.
Der Blick tat Pamela schon beinahe körperlich weh. Sie rutschte unbehaglich auf dem Sitz hin und her, während der Araber seinen schmallippigen Mund zu einem Grinsen verzog.
»Dieser Kerl geht mir auf die Nerven«, flüsterte Pamela John Sinclair zu.
Der Geisterjäger nickte. Er spürte schon wieder das berühmte Ziehen in der Magengegend, ein Zeichen, daß es Kummer geben würde.
»Kümmern Sie sich nicht darum, Pam«, sagte John. »Blicken Sie einfach weg. Der Kerl wird schon wieder woanders hinstarren.«
Er starrte nicht. Statt dessen gab er einem der Burnusträger einen Befehl.
John und Pamela verstanden nicht, was gesagt worden war, doch der Burnusträger drei Reihen vor ihnen stand auf und kam auf Pamela zu.
Auch die anderen Mädchen der Truppe waren aufmerksam

geworden. Gespannt und mit blassen Gesichtern beobachteten sie, wie sich die Sache weiter entwickelte.

Der Burnusträger blieb neben dem Sitz stehen. Die untere Gesichtshälfte wurde von einem Bart umrahmt, während die Augen fast in den Höhlen verschwanden.

Auf englisch sprach er Pamela an. John Sinclair beachtete der Bursche gar nicht.

»Abu el Gassrah, mein Herr, möchte, daß Sie zu ihm kommen, Miß. Er möchte sich gern einmal mit Ihnen unterhalten.«

Pamela blitzte den Mann wütend an. Dann sagte sie: »Bestellen Sie Ihrem Abu el Dingsda, er soll sich eine andere suchen. Aber nicht mich und auch keine von meinen Mädchen.«

Das Gesicht des Bärtigen wurde noch finsterer. Dann erwiderte er: »Man gibt Abu el Gassrah keinen Korb. Wenn er etwas wünscht, dann ist das ein Befehl.«

Pamela Morton wurde noch blasser. »Sie haben doch gehört, was ich gesagt habe. Jetzt verschwinden Sie, aber fix.«

Der Körper des Bärtigen spannte sich. Eine Stewardeß, die Bruchstücke des Gesprächs mitbekommen hatte, mischte sich ein. »Belästigen Sie bitte die Dame nicht«, sagte sie.

Der Leibwächter fuhr herum. Dann stieß er die Stewardeß mit einer blitzschnellen Bewegung nach hinten. Sie wäre gefallen, wenn sie sich nicht an einem der leeren Sitze festgeklammert hätte.

Das war zuviel. Vor allen Dingen für John Sinclair.

Er sprang auf.

»Jetzt reicht es aber«, rief er scharf. »Machen Sie, daß Sie wegkommen.«

Dem Burnusträger stieg die Zornesröte ins Gesicht. Urplötzlich schlug er zu. Er wollte John die Faust in den Leib hämmern, doch der Geisterjäger hatte aufgepaßt.

Blitzschnell riß er sein Knie hoch, und drehte sich seitlich ab.

Der Araber krümmte sich. Er wurde plötzlich gelb im Gesicht, preßte beide Hände auf die getroffene Stelle. John gab ihm einen mittelharten Stoß vor die Brust, der den Mann in den Gang beförderte.

Die anderen Passagiere waren aufgesprungen. Ginny, das Girl aus der Tänzerinnentruppe, stieß einen spitzen Schrei aus.

Die Stewardeß rannte zum Mikrophon, um den Kapitän zu alarmieren.

Der zweite Burnusträger fühlte sich wohl veranlaßt, die Ehre seines Kumpans zu retten. Geschmeidig glitt er aus der Sitzreihe. Und plötzlich funkelte in seiner Hand ein Dolch.

»Neiiinnn! Nicht!« schrie Pamela. Sie wollte den Geisterjäger zurückreißen, doch John konnte dem Kampf nicht mehr ausweichen.

Mit haßverzerrtem Gesicht stürzte ihm der Araber entgegen. Er

wollte den Messerstoß von oben nach unten führen. Die Scheide blitzte gefährlich. John sah, daß sie beidseitig geschliffen war.

Da half nur noch Karate.

Das rechte Bein des Geisterjägers schnellte vor. Genau im richtigen Augenblick knallte seine Fußspitze unter die Messerhand des Arabers. Die Klinge flog durch die Luft. Sie verletzte zum Glück niemanden.

Für einen Augenblick stand der Araber wie festgemeißelt. John erwischte den Kerl voll unterm Kinn.

Der Kopf wurde dem Mann in den Nacken gerissen. Ein kurzes Verdrehen der Augen, und der Araber war bewußtlos.

Da flog vorn die Tür zum Cockpit auf.

Der Flugkapitän stürmte in den Gang.

»Was ist hier passiert?« bellte seine Stimme. Er warf einen verwunderten Blick auf die beiden am Boden liegenden Araber. Dann sah er John Sinclair an.

Der Geisterjäger hob die Achseln. »Tut mir leid, Sir«, sagte er, »aber es ging nicht anders. Diese beiden Typen haben die Frauen belästigt. Ich sah mich gezwungen, einzugreifen.«

»Hm.« Der Kapitän schien zu überlegen. Dann sagte er: »Wir müssen ein Protokoll aufnehmen. Bei der Landung in Teheran werde ich mich darum kümmern. Und jetzt bitte ich mir Ruhe aus.«

Der Kapitän zog sich wieder in sein Cockpit zurück.

Die beiden Araber standen stöhnend auf. Sie warfen John haßerfüllte, finstere Blicke zu und setzten sich dann auf ihre Plätze. Das Messer hatte der Kapitän mitgenommen.

Der Kerl, der die beiden angestiftet hatte, verließ seinen Platz und gesellte sich zu den Burnusträgern. Hastig redete er auf sie ein.

John hatte ebenfalls wieder Platz genommen. Pamela Morton lächelte ihn an. »Danke«, sagte sie. »Es hätte sehr schlimm werden können ohne Ihr Eingreifen.«

»Reden wir nicht mehr davon.« John Sinclair winkte ab. »Sehen Sie lieber mal nach unten. Dieses gewaltige Landmassiv, das Sie da sehen, ist bereits Asien. Die Türkei.«

Pamela Morton war begeistert. In den nächsten Stunden verlief der Flug ohne Zwischenfälle. Stimmung kam allerdings nicht mehr auf.

Selbst die Mädchen der Tänzerinnentruppe wagten kaum ein Wort miteinander zu sprechen.

Sie hatten Angst, daß sich der Vorfall von vorhin wiederholen konnte. Doch die Araber blieben ruhig. Allerdings ahnte keiner der Passagiere, welch eine Gefahr in den nächsten Stunden auf sie zukommen würde.

Auch John Sinclair nicht…

***

Als der Abend kam, begann die schreckliche Monotonie des Fluges. Pamela Morton verstellte sich den Sitz und begann zu schlafen. Sie befanden sich bereits an der türkischen Ostgrenze und mußten bald persisches Gebiet überfliegen.

An den Sitzen brannten bereits die Leselampen. Die Araber verhielten sich still. Nur hin und wieder traf John Sinclair ein finsterer Blick.

Der Geisterjäger wußte, daß er sich hier einige Todfeinde geschaffen hatte. Sollte er ihnen noch einmal begegnen, würde der Kampf wohl nicht so glimpflich ablaufen.

Als John sah, daß Pamela Morton eingeschlafen war, erhob er sich und ging den Gang entlang zum Heck des Flugzeuges. Manch anerkennender Blick traf ihn, und wenn die Girls der Truppe ihn ansahen, dann erkannte John in ihren Augen eine einzige Lockung.

Er lächelte jeder zu und drückte sich durch die Tür, die zu den Waschräumen führte.

Er gelangte in eine kleine Pantry. Die beiden Stewardessen waren dabei, Kaffee zu kochen.

Eine sah John und erhob sich von ihrem Klappstuhl.

»Auf ein Wort, Mister Sinclair.«

John ließ die Klinke zur Waschraumtür los. »Ja?«

»Ich möchte mich bei Ihnen noch bedanken. Ohne Ihr mutiges Einschreiten…«

John Sinclair winkte ab. »Vergessen Sie es. Aber woher wissen Sie meinen Namen?«

Die Stewardeß lächelte. Es sah reizend aus, denn dann bildeten sich auf ihren Wangen zwei winzige Grübchen. »Dürfen wir Sie zu einem Cognac einladen?« fragte sie.

John, der einen guten Tropfen nie stehenließ, sagte: »Ich habe nichts dagegen.«

»Kommen Sie.«

John quetschte sich mit in die Pantry.

Die zweite Stewardeß hatte aufgehört, sich mit der Kaffeemaschine zu beschäftigen. Statt dessen hatte sie eine bauchige Flasche hervorgezaubert.

»Zwölf Jahre alt«, sagte sie.

John und die Mädchen tranken sich zu.

»Auf unseren Held«, sagten die Stewardessen und küßten John Sinclair synchron auf beide Wangen.

Der Geisterjäger lächelte. »Dafür schlage ich mich noch einmal.«

Jetzt mußten die Mädchen lachen.

John wurde schnell wieder ernst. »Was sind das für Typen, diese Araber?«

»Der Jüngere, der seinem Leibwächter befohlen hat, sich an Ihre Begleiterin heranzumachen, ist der Sohn eines Ölscheichs«, wurde ihm

geantwortet. »Eine Art von Superplayboy, angeblich kann ihm keine Frau widerstehen. Er ist schon öfter mit uns geflogen. Meistens hat es Ärger gegeben. Einmal hat er damit geprahlt, noch jede Frau ins Bett bekommen zu haben.«

John trank sein Glas leer. »So hatte ich ihn auch eingeschätzt.«

»Einen guten Rat geben wir Ihnen, Mister Sinclair«, wurde John gewarnt.

»Nehmen Sie sich vor diesen Kerlen in acht. Sie sind sehr rachsüchtig.«

»Keine Angst, ich weiß mich meiner Haut zu wehren.« John stellte das Glas zur Seite. »Vielen Dank für den Schluck. Aber jetzt muß ich mal in den Waschraum.«

»Wir können unsere kleine Feier gern wiederholen«, wurde ihm geantwortet.

»Wollen Sie mich in Katmandu raustragen?« fragte er lachend.

Dann verschwand John Sinclair im Waschraum.

Er schaute durch das kleine Fenster. Das Flugzeug hatte noch mehr an Höhe gewonnen, um die mächtigen Gebirgsmassive zu überfliegen.

Es hatte schon begonnen zu dämmern.

Die Luft hatte seltsame rötlich graue Färbung angenommen, eine Farbkomposition, die John noch nie zuvor gesehen hatte.

Er ging zur Toilette und wusch sich anschließend Gesicht und Hände. Das Wasser tat gut. Auch ihm steckte der Flug schon in den Knochen, und er fragte sich, wie die Bangkok-Touristen die lange Reise immer nur aushielten. Vielleicht war es auch die Vorfreude, die sie unempfindlich machte.

Er trocknete sich die Hände ab und verließ den Waschraum. Die Stewardessen winkten ihm noch einmal zu.

Als John an seinen Platz kam, war Pamela wach. Blinzelnd setzte sie sich auf. Mit allen zehn Fingern fuhr sie durch ihre rote Haarpracht.

»Sorry, John, aber ich muß wohl eingeschlafen sein.«

»Ich bin auch nicht mehr der Frischeste.«

Pamela erhob sich. »Darf ich mal?« fragte sie und schob sich an dem Geisterjäger vorbei.

Zahlreiche Augen blickten ihr nach, als sie mit schwingenden Hüften zum Waschraum schritt.

John mußte an das Buch Emanuelle denken, das er kürzlich gelesen hatte. Dort hatte die Autorin eine phantastische Sexszene in einem Flugzeug beschrieben. John hatte schon Lust, so etwas auch auszuprobieren. Und Pamela wäre genau die richtige Partnerin gewesen. Aber zwischen Roman und Wirklichkeit besteht ja immer ein Unterschied.

Johns Gedanken schweiften in eine andere Richtung. Er dachte an Bill Conolly und Suko. Waren die beiden überhaupt noch am Leben?

Kam er nicht vielleicht schon zu spät? Er hatte aus Bills Stimme herausgehört, daß wirklich Not am Mann war. Und Bill war nicht der Typ, der die Pferde scheu machte.

John hatte seinen Koffer in die Ablage gelegt. Es war der schmale kleine, mit den Dämonenbannern und den Spezialwaffen. Der Koffer war durch Spezialschlösser besonders gesichert.

Nach einigen Minuten kam Pamela zurück. Sie hatte sich frisch gemacht und ein wenig Make-up aufgelegt. Strahlend lächelnd ließ sich die rothaarige Frau neben John Sinclair nieder. Sie schwang die Beine zur linken Seite, und es war nicht zu vermeiden, daß sich ihre und Johns Knie berührten.

Der Oberinspektor spürte durch den Stoff seiner Hose die warme Haut. Er geriet leicht ins Schwitzen. Pamela Morton mußte wohl etwas bemerkt haben, sie lächelte wissend, und ihr Blick wurde verhangen.

John dachte wieder an das Buch, und der Hemdkragen wurde ihm enger.

»Erzählen Sie etwas von sich, John«, sagte Pamela Morton. »Was machen Sie genau?«

»Ich verkaufe Maschinen.«

»Welche?«

»Eigentlich alles.«

»Das ist keine Antwort.« Pamela zog einen Schmollmund. »Für welche Firma arbeiten Sie?«

»Ist das so wichtig?« fragte er und faßte nach Pams Hand. Sie ließ es geschehen.

»Über was sollen wir sonst reden?« Pamela warf mit einem gekonnten Schwung die Haare zurück. »Sie sind der Mann, und Männer sollen ja besonders gut in puncto Konversation sein.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte John. »Ihr Leben ist bestimmt interessanter, abwechslungsreicher.«

»Kaum, John. Es ist eine Hetze. Wir jagen von Termin zu Termin. Und hüten Sie mal Mädchen. Das ist reiner Streß. Schlimmer als am Fließband stehen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, meinte John. »Trotzdem stelle ich mir Ihren Job interessant vor. Heute Paris, morgen Lissabon, übermorgen New York.«

»Immer vorausgesetzt, man bekommt ein Engagement«, sagte Pamela.

»Das dürfte bei Ihnen doch keine Schwierigkeiten machen.«

»Das ist Ihre Meinung, aber die Konkurrenz ist groß. Glauben Sie mir.« Pamela warf einen Blick aus dem Fenster. »Man muß schon verdammt fix sein, wenn man in dem Geschäft mithalten will. Herrlich.«

»Was ist?«
»Dieser Sonnenuntergang. Sehen Sie mal.«
Es war wirklich ein phantastisches Panorama. Die Sonne schien zu explodieren. Kaskadenartig goß sie ihre Flammenbündel über den unendlichen Himmel. In den Tälern hatte sich bestimmt schon die Dunkelheit eingenistet.
Doch plötzlich zuckte John zusammen.
Auch Pamela versteifte sich.
Sie und John Sinclair hatte das gleiche gesehen. Direkt aus der Sonne schienen plötzlich riesige Schatten zu steigen.
Zwei, drei vier Stück, zählte John.
Und die Schatten kamen näher.
Rasend schnell.
Riesige Flügel schwangen auf und ab, von mehreren Metern Spannweite.
John Sinclair hatte plötzlich das Gefühl, von einem Tiefschlag getroffen worden zu sein.
Er wußte, welche Art von Ungeheuern sich da dem Düsenclipper näherten.
Das waren keine Vögel – nein. Es waren Vampire!

***

John Sinclair spürte den Druck der Fingernägel durch den Stoff seines Jacketts. Pamela Morton hatte ihre rechte Hand in seinen Arm gekrallt.
»John«, stöhnte sie, »sagen Sie, daß es nicht wahr ist, John. Ich bitte…«
Der Geisterjäger gab keine Antwort. Das grauenvolle Schauspiel hatte ihn gelähmt. Er riskierte es und warf einen raschen Blick über die Schulter zurück.
Niemand von den übrigen Passagieren hatte etwas bemerkt. Keiner sah aus dem Fenster. Die meisten saßen in ihren Sitzen und dösten vor sich hin. Sie ahnten nichts von der Gefahr, in der sie schwebten.
Und die Vampire kamen näher.
Gräßlich waren die Wesen anzusehen, mit den weit aufgerissenen Mäulern. Was hatten sie vor? Wollten Sie die Maschinen angreifen? Wenn ja, dann waren die Passagiere verloren.
Pamela Morton wandte sich ab. Totenblaß sank sie in ihren Sitz zurück. Auch John hielt nichts mehr am Fenster. »Hören Sie zu, Pam«, sagte er und beugte sich zu der rothaarigen Frau hinunter. »Ich muß den Kapitän sprechen. Bleiben Sie hier sitzen, egal, was geschieht.«
Pamela Morton nickte schweigend.
Sekunden später lief John Sinclair schon den Gang entlang auf die Cockpittür zu.

Das Schild mit der Aufschrift »No Entrance« prangte ihm entgegen. John kümmerte sich nicht darum. Hart riß er die schmale Tür auf.

Vier Köpfe ruckten herum.

In der Kanzel saßen der Kapitän, der Co-Pilot, der Funker und ein Ingenieur.

Der Co-Pilot sprang auf. »Können Sie nicht lesen, Mister?« herrschte er den Geisterjäger an.

John hatte beschlossen, mit offenen Karten zu spielen. Er präsentierte seinen Ausweis.

»Scotland Yard?« fragte der Co-Pilot.

Jetzt wurden auch die anderen Männer aufmerksam. »Übernehmen Sie, Jac,«, sagte der Captain, streifte seinen Kopfhörer ab und sah John fragend an.

Der Kapitän war ein hagerer Mann mit tiefen Falten im Gesicht. Graues Haar bedeckte seinen Schädel. Die Uniform war etwas zerknittert.

»Terroristen?« fragte er.

John schüttelte den Kopf. »Nein, schlimmer, Haben Sie schon gesehen, was da um ihre Maschine kreist?«

»Nein, ich…«

»Verdammt«, rief der Co-Pilot plötzlich, »das gibt es doch gar nicht. Sehen Sie mal, Captain!«

Der Co-Pilot deutete mit der Hand nach vorn, auf die große gebogene Scheibe zu.

Jetzt sahen es die anderen Männer in der Kanzel auch. Schräg von Norden kommend, tauchten drei Riesenvampire auf. Sie segelten heran wie riesige Drachen und hielten bequem die Geschwindigkeit der Maschine mit. Die Schwarze Magie mußte sie mit ungeheuren Kräften ausgestattet haben.

»Monster«, flüsterte der Funker, »das sind ja richtige Monster.«

»Und sie greifen an!« schrie der Co-Pilot.

Er hatte recht. Dicht vor der Scheibe tauchte einer der Vampire auf. Seine Flügel klatschten gegen die Aluminiumhaut der Maschine. Es gab einen dumpfen Laut. Die Männer in der Kanzel verspürten den Schlag fast körperlich.

Die nächsten Flugungeheuer kamen heran. Blitzschnell waren sie da, hackten mit ihren scharfen Klauen auf die Scheiben ein.

»Wir sind verloren!« brüllte der Ingenieur.

»Setzen Sie einen Notruf ab«, schrie der Flugkapitän dazwischen.

Im gleichen Augenblick wurde die kleine Tür aufgerissen. Totenblaß stand die Stewardeß in dem schmalen Rahmen. Sie zitterte am gesamten Körper. Hinter ihr aus dem Passagierraum drangen Schreie und Rufe. Wieder hackte eines der Flugmonster gegen die Scheibe. Sie wollten das Flugzeug zur Landung zwingen.

»Die Passagiere spielen verrückt«, rief die Stewardeß. »Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Da herrscht Panik.«

Während der Funker Notrufsignale in den Äther hämmerte, drängte sich John Sinclair an der Stewardeß vorbei. »Ich helfe Ihnen«, sagte er.

Die Passagiere waren durch die Bank weg von ihren Sitzen hochgesprungen. Alles schrie und brüllte durcheinander. Die Araber standen zusammen und fluchten. Einer der Leibwächter rief Allah an, aber das nutzte im Moment wohl auch nichts.

John Sinclair verschaffte sich mit kräftiger Stimme Ruhe. Breitbeinig stand der Geisterjäger dicht vor der geschlossenen Cockpittür. Er wirkte wie ein Fels in der Brandung.

»Hören Sie her«, rief er gegen das Geschrei der Passagiere an. »Es besteht kein Grund zur Panik. Wenn sich jeder vernünftig verhält, kann gar nichts passieren.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht«, schrie ein älterer Mann, dessen Haarkranz schon mehr als gelichtet war.

»Doch, das glaube ich!«

»Und diese verdammten Monster?« Ehe John eine Antwort geben konnte, wurde die Maschine von einem gewaltigen Schlag durchgeschüttelt. Der Geisterjäger verlor die Balance, flog in eine leere Sitzreihe und sah, daß die Tür zum Cockpit aufsprang und die Stewardeß herausgetaumelt kam. Sie blutete an der Stirn. Das Mädchen hatte sich wohl den Kopf irgendwo gestoßen.

»Die Monster!« keuchte sie, »sie…« Da sackte die Maschine ab und legte sich gleichzeitig zur Seite. Kleinere Gepäckstücke flogen durch die Maschine.

Die Stewardeß hatte sich ebenfalls in die Sitzreihe gepreßt, in der John lag. In ihren Augen leuchtete die Panik. Der Co-Pilot kam durch die Tür gewankt, hinein in den Passagierraum, in dem die Menschen tobten und schrien.

Der Co-Pilot versuchte sich vergebens verständlich zu machen.

Seine Worte drangen nicht weiter vor. Selbst John Sinclair konnte nur Satzfetzen verstehen.

»… Anschnallen… Notlandung… anschnallen, um Himmels willen.«

Wieder rüttelten mehrere Schläge den Düsenclipper durch. Die Maschine wurde gebeutelt wie ein Sack.

John Sinclair drehte seinen Oberkörper und zog sich an der Rückenlehne eines Sitzes hoch. Dabei konnte er einen Blick aus dem Fenster erhaschen.

Die Maschine war merklich tiefer gegangen. Er sah Berggipfel schemenhaft daherhuschen. Hautnah, wie es ihm vorkam. Wenn der Kapitän nicht aufpaßte, dann würden sie an einer Felswand zerschellen. War das der Plan dieser gräßlichen Monster?

Oder wollten sie den Clipper zu einer Notlandung zwingen, um die Menschen in ihre Gewalt zu bekommen?

John sah die zweite Möglichkeit als wahrscheinlicher an. Aber es war ein verdammt hohes Risiko, eine Notlandung in dieser unwirtlichen Bergwelt zu versuchen.

Der Oberinspektor kroch zwischen den Sitzen hervor. Er mußte zu seinem Platz gelangen. Dort lag sein Koffer mit den Waffen. Ihn durfte er nicht verlieren.

John Sinclair wand sich durch die Sitzreihen. Im Moment flog die Maschine ruhiger. Einige Passagiere hatten sich schon wieder hingesetzt. Der Co-Pilot brüllte immer noch, daß sie sich anschnallen sollten.

Die Mädchen aus der Tänzerinnengruppe waren seinen Anweisungen bereits gefolgt. Viele von ihnen hielten sich auch an den Händen fest. Manche Lippen bewegten sich im Gebet.

John erreichte seinen Platz.

Pamela Morton zitterte wie Espenlaub. John sah seinen Koffer zwischen den Sitzen auf dem Boden liegen. Er setzte sich hin, hakte den Anschnallgurt fest und klemmte sich den Koffer zwischen beide Beine. »Bleiben Sie nur ruhig sitzen«, sagte er, »egal, was geschieht.«

Sie nahm Johns Haltung an. Der Geisterjäger hatte sich etwas nach vorn gebeugt und die Beine so gut es eben ging angezogen. »Und beten Sie«, flüsterte er rauh.

John Sinclair wagte gar nicht erst, einen Blick nach draußen zu werfen. Er hatte sich in sein Schicksal gefügt. Schaffte der Pilot eine Notlandung in den Bergen, oder zerschellte die Maschine an der Felswand?

Minutenlang geschah nichts.

Dann heulten plötzlich die Triebwerke auf. Dabei ging die Maschine ruckweise tiefer. Von dem ungeheuren Druck wurden die Passagiere in die Gurte gepreßt.

Und plötzlich gab es ein nervenzerfetzendes Kreischen. Der untere Teil des Riesenvogels schrammte über Stein. Der Pilot hatte die Landeklappen nicht ausgefahren. Es hätte die Notlandung zu einem noch größeren Risiko gemacht. Wenn die Räder gegen ein starkes Hindernis geprallt wären, hätte sich die Maschine unter Umständen wie ein Kreisel gedreht und wäre womöglich an einer Felswand zerschellt.

Das Kreischen steigerte sich, wurde lauter, gellte in den Ohren. Metall rieb über Fels. Reibung entstand, dadurch Hitze. Funken sprühten.

Würde die Maschine anfangen zu brennen?

Da, ein mörderischer Ruck. Schreie im Passagierraum. Pfeifen und Heulen. Der schwere Clipper kam aus der Bahn, begann sich zu

drehen. Eine Tragfläche knickte weg wie ein Streichholz. Die Metallsplitter fegten raketengleich durch die Luft. Irgendwo riß die Außenhaut. Eisigkalter Wind fegte in den Passagierraum. Die Tür zur ersten Klasse flog mit einem Knall zu.

Das Loch wurde größer. Steine, Staub und Dreck wirbelten in das Innere des Silbervogels. Einer der Araber brüllte auf. Es war ein Todesschrei. Ein Stein hatte ihm den Schädel zerschmettert. Blutüberströmt brach der Mann zusammen.

Und weiter ging die Höllenfahrt.

John Sinclair hockte zusammengekauert auf seinem Sitz. Wo würde die Fahrt enden? Vor einer Felswand?

Dem Geisterjäger erging es in diesen Minuten nicht anders als den übrigen Passagieren. Er hatte Angst. Todesangst?

Gab es noch eine Chance?

Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Niemand vermochte zu sagen, wie lange die Fahrt schon dauerte.

Und dann war es vorbei.

Von einem Augenblick zum anderen.

Stille senkte sich über den Passagierraum.

Eine beklemmende, bedrückende Stille. Bis ein Mädchen plötzlich anfing zu schreien. Gellend und spitz stach der Schrei durch den Passagierraum. John Sinclair löste den Gurt. Da sah er die Flammensäule. Innerhalb von wenigen Atemzügen schoß sie himmelan. Die Tragfläche brannte. Jetzt ging es um Sekunden.

***

Behutsam bettete Bill Marai auf die Ledercouch. Die Haut des Mädchens war unter der natürlichen Pigmentbräune blaß und kalkig geworden. Der Atem ging nur noch schwach.

Bill fühlte nach dem Puls. Er schlug. Der Reporter atmete auf. Für einen Moment hatte er Angst gehabt, Marai hätte den Anfall nicht überlebt. Bill deutete zur Tür. Dann fragte er Suko: »Was war da draußen los? Du hast vorhin nichts gesagt.«

»Wir werden bewacht. Von Leuten mit Maschinenpistolen. Sie sind die Diener der roten Sekte. Alle haben einen Kreis auf der Stirn. Nach draußen können wir nicht.«

»Verdammt.« Bill schlug mit der rechten Faust auf die linke Handfläche. Er wanderte wieder zum Fenster hin.

Über dem Park hing noch immer die Nebelwolke. Bill verrenkte sich fast den Kopf, aber sosehr er sich auch anstrengte, er konnte keine Vampire entdecken.

»Ob ich es mal versuche?« wandte er sich an den Chinesen. »Du willst in den Park?«

»Das ist zu gefährlich. Bleib hier. Darauf, daß du das Haus verläßt,

warten die Blutsauger doch nur.«
»Im Augenblick sind aber keine zu sehen.«
»Das besagt nichts.«
»Trotzdem, ich muß es versuchen.« Bill Conolly blieb hartnäckig.
»Diese verdammte Warterei macht mich noch verrückt. Wir können doch hier nicht untätig herumsitzen.«
»Es bleibt uns aber nichts anderes übrig.«
»Ich verstehe dich nicht.« Bill blickte Suko fest an. »Du bist doch sonst nicht so ängstlich.«
»Da kann ich mir auch meine Chancen besser ausrechnen. Ich weiß, wann sie für mich günstig stehen.«
»Mann, Suko, wir können doch nicht einfach nur zuschauen und nichts tun, wir…«
Eine höhnische Stimme unterbrach den Reporter.
Bills Kopf ruckte herum. Der Reporter sah, wie sich der Telefonhörer langsam von der Gabel hob. Dann erklangen wieder die Worte des Padma Lahore.
»Sie können hinausgehen, Mister Conolly. Es kommt wirklich auf einen Versuch an. Ich bin sehr gespannt, wie der magische Nebel auf sie wirken wird. Wie ich gehört habe, soll er den Körper wie Säure zerfressen. Und was dann noch übriggeblieben ist, darum werden sich meine Vampire kümmern.«
Bill und Suko lauschten den Worten. Gebannt starrte der Reporter auf das Telefon. Als Padma Lahore seine Rede beendet hatte, senkte sich der Hörer wieder auf die Gabel.
Alles geschah lautlos.
»Sei froh, daß er dich gewarnt hat«, gab Suko seinen knappen Kommentar zu der Rede.
»Ja, es war wohl besser so, daß ich nicht hinausgegangen bin«, murmelte Bill. »Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als hierzubleiben, um dann tatenlos zusehen zu können, wie diese verdammten Untiere uns umbringen.«
»Tatenlos würde ich nicht sagen«, meinte Suko.
Der Reporter horchte auf. »Wieso? Hast du eine Idee?«
»Vielleicht.«
»Los, raus mit der Sprache«, drängte der Reporter.
»Warte ab.« Suko blieb die Ruhe selbst. Er deutete auf die noch immer bewußtlose Marai. »Für meinen Plan brauche ich ihre Hilfe. Sie kennt sich hier am besten aus.«
»Was hast du denn eigentlich vor? Tu doch nicht so geheimnisvoll.«
Bill brannte vor Ungeduld.
»Ich habe in diesem Haus viel Silber gesehen«, sagte der Chinese. »Sollte es uns gelingen, daraus Waffen zu fertigen, sind wir schon ein Stück weiter.«

Bill runzelte die Stirn. »Wie hast du dir das denn vorgestellt? Um Kugeln oder Ähnliches herzustellen, müßten wir das Zeug erst schmelzen. Kannst du mir sagen, wo?«

Suko deutete auf den Kamin.

Marais Vater hatte sich das Arbeitszimmer einem englischen Vorbild angepaßt. Unter anderem gehörte auch eine Kaminecke dazu. Es war keine Attrappe. Aschereste auf dem Rost und in einem Drahtkorb bereitliegendes Holz zeugten davon, daß der Mann die behagliche Atmosphäre eines knisternden Feuers liebte.

Bill Conolly nickte beeindruckt. Dann stahl sich ein Grinsen um seine Mundwinkel. »Du bist doch ein Teufelskerl, Suko«, sagte er und schlug dem Chinesen auf die Schultern.

»Ich lebe eben nur gern«, erwiderte Suko trocken. Er hatte sich in den letzten Monaten der westlichen Lebensart phantastisch angepaßt. Das merkte man vor allen Dingen in seinen Reden. Er sprach längst nicht mehr so blumenreich und verschnörkelt wie früher. John Sinclairs Einfluß hatte dafür gesorgt.

Bill Conolly machte sich daran und durchsuchte Schränke und Vitrinen. Er hatte auf Anhieb Glück. In einer Vitrine, deren Holz dunkel gebeizt war, fand er eine flache Silberschale. Triumphierend hielt er sie hoch, doch dann verdüsterte sich sein Gesicht. Achselzuckend ließ er den Arm sinken.

»Es hat keinen Zweck, Suko. Wir brauchen geweihtes Silber.«

»Das käme auf einen Versuch an.«

»Du meinst – man könnte…«

»Unter Umständen ja. Ich will versuchen, es dir zu erklären. Wir sind zwei verschiedene Rassen. Ihr habt eure Art, Vampire und Dämonen zu bekämpfen, wir haben die unsere. Ich bin sowieso nicht davon überzeugt, daß zum Beispiel ein silbernes Kreuz die gleiche Wirkung auf einen Vampir aus dem Himalaja hat wie bei einem Blutsauger aus den Karpaten. Es gibt da Unterschiede, die im Laufe der Jahrhunderte gewachsen sind. Jede Rasse, jede Kultur hat andere Götter und Dämonen und auch andere Mittel, um sie zu bekämpfen. Wir werden Marai fragen, wenn sie aus ihrer Ohnmacht erwacht. Inzwischen kannst du ja erst einmal sämtliche Silbersachen hervorholen. Sollte es sich herausstellen, daß wir die Dämonen tatsächlich damit bekämpfen können, haben wir hinterher Arbeit gespart.«

Bill Conolly nickte. Der Chinese hatte ihn mit seinen Argumenten überzeugt.

Der Reporter suchte weiter, und bald standen auf dem viereckigen Holztisch eine Reihe von Kännchen, Schalen und kleinen kunstvoll geschmiedeten Tellern.

»Wenn wir es schmelzen, haben wir noch immer keine Form, um das flüssige Silber in eine andere Gestalt zu bringen«, sagte Bill. Er war

ziemlich pessimistisch.
»Mal sehen. Aber zuvor kümmere dich um Marai«, erwiderte Suko.
Das Mädchen erwachte aus seiner Ohnmacht. Marai blickte sich erst verständnislos um, dann entdeckte sie Bill und Suko, und augenblicklich fielen ihr wieder die zurückliegenden schrecklichen Ereignisse ein.
»Vater«, flüsterte sie. Ihr Blick glitt zum Fenster.
Doch da war nichts zu sehen, außer der Nebelwand, die noch immer draußen im Garten wabberte.
»Vater?« fragte Marai wieder.
Bill hatte sich neben die junge Inderin gesetzt. Er streichelte über ihr Haar. »Keine Angst«, sagte er beruhigend. »Ihrem Vater geht es gut.«
»Nein – ich…« Marai schüttelte den Kopf. »Ich habe doch sein Gesicht gesehen. Am Fenster. Vorhin – vor meiner Ohnmacht.«
»Es kann auch eine Täuschung gewesen sein.«
»Meinen Sie?« Marai blickte Bill an. Der Reporter sah in ihren Augen Zweifel, und er war froh, daß sie den Bluff teilweise geschluckt hatte.
»Aber etwas anderes, Marai«, sagte Bill. »Unsere Situation sieht nicht gerade rosig aus, das wissen Sie. Ich will Ihnen da klaren Wein einschenken. Wir müssen uns etwas einfallen lassen, um aus der Misere herauszukommen. Und wir haben da auch schon eine Idee. Es ist nur die Frage, ob diese sich realisieren läßt.«
»Was habe ich damit zu tun?« fragte Marai.
»Das wollte ich Ihnen ja gerade erklären«, erwiderte Bill. Dann erzählte er der jungen Inderin von ihren Plänen…

***

Nicht nur John Sinclair hatte die Flammenwand gesehen, sondern auch die meisten der Passagiere.
Sie, die bisher noch still und in atemloser Spannung auf ihren Sitzen gesessen hatten, sprangen plötzlich auf.
Schreiend und panikerfüllt.
Im Nu war das Chaos perfekt.
Keiner behielt mehr die Übersicht, niemand nahm auf den anderen Rücksicht. Menschen wurden zu Tieren. Rücksichtslos und brutal suchte jeder seinen eigenen Vorteil.
Die Araber taten sich besonders hervor. Sie schnellten von ihren Sitzen hoch und räumten sich den Weg zu dem in der Außenwand des Flugzeugs befindlichen Loch mit harten Faustschlägen frei. Sie nahmen auf die Mädchen keine Rücksicht. Für sie zählte nur das eigene Leben.
Auch John Sinclair hatte reagiert. Er war aufgesprungen und hatte Pamela Morton mit sich gerissen. Die rothaarige Frau war unfähig, etwas zu tun. Mit großen Augen starrten sie gebannt auf das Feuer.

John hielt Pamela mit der rechten Hand gepackt. In der anderen trug er seinen Koffer. Ihn durfte er auf keinen Fall verlieren, denn John wußte, wenn sie das Flugzeug lebend verlassen konnten, war ihnen nur ein Aufschub gewährt. Sie würden von einer Hölle in die andere gelangen. Denn die riesigen Vampirmonster warteten nur auf Beute.

John hetzte nicht wie die anderen zu dem gewaltigen Loch im Flugzeugrumpf zu. Er rannte zur Tür, wobei er Pamela hinter sich herzog.

John und die Frau waren als erste dort.

Das Beispiel des Geisterjägers hatte Schule gemacht, denn Sekunden später drängten sich mehrere Passagiere hinter ihnen und warteten darauf, daß John Sinclair die Tür öffnen würde.

Der Oberinspektor behielt trotz der gefährlichen Lage, in der sich alle befanden, die Nerven. Schon drangen schwarze fettige Rauchwolken in das Innere der Maschine. Rußflocken wehten durch den Raum. Das Metall begann heiß zu werden. Wann würden die Treibstofftanks in die Luft fliegen?

John bekam die Tür auf.

Augenblicklich entstand Durchzug.

Feuerfinger leckten in das Flugzeug. Metall barst wie Zuckerglasur. Eine Frau begann gellend zu schreien. Es war eine der Stewardessen. Ihre Kleidung hatte Feuer gefangen. Verzweifelt irrte die Frau durch den Mittelgang.

»Raus!« brüllte John, drückte Pam seinen Koffer in die Hand und stieß sie als erste nach draußen.

Sie würde ziemlich tief fallen, aber lieber einen gebrochenen Knöchel als vom Feuer verkohlt zu werden.

John hetzte wieder zurück.

Er mußte gegen den Strom der Passagiere kämpfen.

Der Geisterjäger wollte die Stewardeß retten.

Das schwarzhaarige Mädchen hatte sich zu Boden geworfen und versuchte sich mehrmals um die eigene Achse zu drehen, um so die Flammen zu löschen. Doch dieses Vorhaben gelang nur unvollkommen.

Die Stewardeß schrie. Ihre Arme schlugen wie Windmühlenflügel herum. Die Kappe war ihr vom Kopf gefallen und irgendwo in den Gang gerollt.

John Sinclair war mit einigen langen Schritten bei ihr. Mit einem Hechtsprung warf er sich über das Mädchen. Das Schreien verstummte. Dicht vor seinem Gesicht sah John die schockgeweiteten Augen.

»Ganz ruhig«, sagte er und schlug gleichzeitig mit den flachen Händen auf den Körper des Mädchens ein.

John erstickte die Flammen.

Dann riß er die Stewardeß, deren Namen er nicht einmal kannte, in die Höhe.

Es wurde allerhöchste Zeit. Die Luft im Innern des Flugzeuges war nicht mehr zu atmen. Rauchwolken nahmen die Sicht. Hustend und keuchend hetzten John und das Mädchen in Richtung Tür. Sie stießen sich ein paarmal heftig, ignorierten jedoch den Schmerz und hetzten weiter.

Der Ausstieg.

Er war geräumt worden. Die Passagiere, soweit sie es geschafft hatten, waren schon draußen.

Da hörte John hinter sich einen irren Schrei.

Obwohl es Sekunden kostete, drehte er den Kopf.

Der Anblick, der sich seinen Augen bot, war grauenhaft. Der Flugkapitän kam aus der Tür getorkelt.

Und er brannte.

Blutüberströmt war sein Gesicht, die Uniform kaum mehr als solche zu erkennen. Es war ein Wunder, daß sich der Mann noch auf den Beinen halten konnte.

»Tot«, gurgelte er. »Alle tot…« Er machte ein paar hilflos wirkende Bewegungen, dann knickte er in den Knien ein und fiel lang zu Boden.

John konnte dem Mann nicht mehr helfen.

Er mußte springen, wollten er und die Stewardeß nicht auch noch ein Opfer der Flammen werden.

John warf sich das Mädchen über die Schulter. Dann stieß er sich ab. Er kam etwas zu hart auf, rollte sich aber sofort über die freie Schulter ab.

Die Stewardeß begann zu schreien.

John ließ sie.

Schnell war er wieder auf den Beinen. Jetzt konnte er seine Konstitution ausspielen. Sein in zahlreichen Kämpfen gestählter Körper würde ihn nicht im Stich lassen.

»John!« hörte er den Schrei.

Der Geisterjäger, der schon im Begriff war, wegzulaufen, sah Pamela Morton auf sich zugerannt kommen. Ihre langen Haare wehten fahnengleich hinter ihr her. Sie winkte mit dem rechten Arm. In der linken Hand hielt sie John Sinclairs Koffer.

John rannte Pamela Morton mit seiner lebenden Last entgegen. »Pam!« brüllte er. »Verschwinde. Beeil dich! Die Maschine fliegt gleich in die Luft.«

Pamela hörte nicht, John packte sie kurzerhand am Handgelenk und riß sie mit.

Mehr stolpernd als laufend entfernten sie sich von dem brennenden Düsenclipper.

Es war ein schauriges Bild, das sich den Augen der Überlebenden bot.

Der Riesenvogel stand in hellen Flammen. Wie blutige Nebelfetzen waberten sie über die Aluminiumhaut. Fettige, dicke Rauchwolken stiegen in den nachtdunklen Himmel, der jedoch immer mehr von einem roten Schein übergossen wurde.

John und Pamela rannten. Obwohl der Geisterjäger doppelte Last zu tragen hatte, hielt er mit Pamela Morton Schritt.

Es war ein verzweifeltes Wettrennen. Vor ihnen hoben sich die dunklen Buckel einiger Felsbrocken ab. Sie wirkten auf John wie die Rücken urweltlicher Ungeheuer, über die jetzt der zuckende geisterhafte gelbrote Feuerschein des brennenden Flugzeuges huschte.

Nur noch ein paar Yards, und sie hatten die Felsen erreicht.

»Weiter! Weiter!« spornte John Pamela Morton an. »Wir müssen es schaffen. Wir müssen!«

John hatte einen schmalen Durchlaß zwischen zwei großen Felssteinen entdeckt. Die Felsen waren nicht sehr hoch. Etwa zweimal so groß wie ein Mann – aber sie würden Schutz bieten.

John taumelte als erster in die Gasse ein. Rücksichtslos riß er Pamela mit. Sie schrammte mit ihrem Arm über hervorstehende Steinsplitter, riß sich die Haut blutig.

Das machte nichts. Nur weiter…

Dann hatten sie es geschafft.

John Sinclair warf sich hinter der Deckung zu Boden. Noch im Fallen riß er die beiden Frauen mit. Hart preßte er sie an den Boden.

Keine Sekunde zu früh.

Im nächsten Atemzug flog die Maschine in die Luft.

Es gab einen ungeheuren Knall. Obwohl John und die Mädchen sich vorschriftsmäßig verhalten und Mund und Ohren offengehalten hatten, hatte John das Gefühl, sein Trommelfell wurde zerfetzt.

Die Druckwelle folgte.

Wie ein Orkan fegte sie über die Felsen hinweg. John hatte Angst, daß die steinerne Deckung nicht halten würde, doch sie trotzten den ungeheuren Kräften.

Immer wieder erfolgten kleinere Explosionen. Raketengleich zischten glühende Metallteile in den Himmel. Yardhoch wurde der brennende Treibstoff geschleudert. Die Maschine war geplatzt wie eine überreife Frucht. Metallteile fegten über John und die beiden Frauen hinweg. Der auslaufende Treibstoff bahnte sich seinen Weg. Er brannte mit hell lodernder Flamme. Träge wälzten die Rauchwolken über das Land. Ein Grasteppich hatte ebenfalls Feuer gefangen. Zum Glück blieb der Wind so, daß die Flammenwand von John und den Mädchen weggeweht wurde.

»Wo sind die anderen?« schrie er Pamela zu.

»Hinter uns in den Schluchten!«

John Sinclair nickte. Auch sie mußten zusehen, daß sie wegkamen.

Sie mußten zu den anderen Passagieren finden, die nur zu leicht ein Opfer der Riesenvampire werden konnten.
Bestimmt lagen die Bestien schon auf der Lauer.
Die Flammenwand war weitergewandert. Sie konnte ihnen nicht mehr gefährlich werden. John setzte sogar auf das Feuer einige Hoffnung. Bestimmt wurden Suchflugzeuge ausgeschickt, um nach der verschollenen Maschine zu forschen. Und was war auffälliger als eine riesige Feuerwand? Die Suchmaschinen würden dann auch in dem unwegsamen Gelände keine Schwierigkeiten haben, den abgestürzten Clipper zu finden.
John Sinclair bedeutete den beiden Mädchen, liegenzubleiben, glitt selbst geduckt hoch und ging einige Schritte zur Seite, um zwischen den beiden Felsen hindurchzupeilen.
Die abgestürzte Maschine brannte noch immer. Überall lagen die Wrackteile verstreut, schwelende Trümmer, die dunkelrot glühten. Hier und da flackerten noch kleinere Brände. Die Fläche, auf der das Flugzeug zur Notlandung angesetzt hatte, war schwarz verbrannt.
John konnte erkennen, daß er sich auf einem weiten Hochplateau befinden mußte. Verstreut lagen die wuchtigen Felsen, wie von einer Titanenfaust willkürlich hingeworfen. Das Plateau endete hinter dem Geisterjäger und den beiden Mädchen vor einer anscheinend himmelhohen Felswand, in der es jedoch genügend Risse und Spalten gab, in denen die Passagiere verschwunden sein mußten.
Auch vor der Wand lagen die schwelenden Trümmer. Die Hitzeeinwirkung war enorm. John Sinclair klebten die Sachen am Körper. Den Mädchen erging es nicht anders. Aber der Oberinspektor konnte ihnen keine Zeit zum Ausruhen geben. Der Kampf ging weiter, härter sicherlich als zuvor.
Es war wirklich Glück, daß die Maschine nicht vor die Felswand geprallt war, denn dann wäre von den Passagieren niemand übriggeblieben. Daß der Rumpf des Clippers zum Teil aufgerissen war, war sicherlich durch die Kollision mit einem der Felsbrodken entstanden.
John Sinclair bewegte sich zu den Mädchen zurück. Neben Pamela Morton lag sein Koffer.
Darüber war der Geisterjäger froh. Wenn der Koffer samt Inhalt mit verbrannt wäre, hätte es übel ausgesehen. So aber bestand noch eine geringe Chance.
»Wir müssen weg«, sagte John zu den beiden Frauen.
Er mußte laut sprechen, damit sie ihn verstanden. Noch immer war ihr Gehör durch den berstenden Knall der Explosion wie taub.
Pamela Morton konnte allein aufstehen. Sekundenlang blickte sie John Sinclair an. Dann fiel sie ihm plötzlich um den Hals, und John spürte ihre warmen Lippen auf seinem Mund. Fest preßte sich Pam an

ihn. »Danke, danke«, flüsterte sie, und dabei rannen Tränen an ihren Wangen entlang.

John schob Pamela sachte von sich, so sehr er ihren Gefühlsausbruch auch verstehen konnte. Aber er mußte jetzt auch an die Stewardeß denken.

Apathisch hockte sie am Boden, reagierte kaum auf Johns Worte. Als der Geisterjäger ihr hochhalf, benahm sie sich wie eine Puppe. Steif und ungelenk ließ sie sich mitführen.

John trug seinen wertvollen Koffer selbst. Er ging mit den beiden Frauen auf einen schmalen Einschnitt in der drohend aufragenden Felswand zu. Immer wieder mußten sie noch schwelenden Wrackteilen ausweichen, bis sie schließlich in den Felsspalt eintauchten.

Die Nacht und die Finsternis nahmen die drei Menschen gefangen.

John Sinclair blieb stehen und öffnete seinen Koffer. Eine Pistole, Silberkugeln, ein geweihter Silberdolch, vorn zugespitzte Pfähle, um Vampire zu killen, magische Kreide, Gemmen und Dämonenbanner, alles lag sorgfältig verteilt in Samtkissen.

Und eine Taschenlampe. Sie war zwar klein, aber dennoch ziemlich lichtstark.

Die Pistole und den Silberdolch steckte John Sinclair ein. Für die Beretta hatte er eine Halfter und für den Silberdolch eine schmale Scheide aus weichem Leder.

John schloß den Koffer wieder.

»Was hat das zu bedeuten, John?« fragte Pamela. »Wie kommst du an diese Gegenstände?«

Sie waren zum Du übergegangen. Die gemeinsam erlebte Gefahr hatte sie zusammengeschweißt.

Der Geisterjäger lächelte. »Das erzähle ich dir später«, gab er zur Antwort. Mit einem Knopfdruck knipste er die Lampe an und ließ sie dann kreisen.

Der Strahl huschte über rohe Felswände, die senkrecht in die Höhe stiegen. Überall gab es kleine Vorsprünge und Nischen. John ließ den Strahl weiterwandern, doch er verlor sich bald in der Dunkelheit. Die Wände waren zu hoch.

»Weiter«, sagte der Geisterjäger.

Sie gingen langsam über den unebenen Boden. Steine versperrten ihnen oft den Weg, und nach ungefähr zwanzig Yards sahen sie den ersten Passagier.

Es war Ginny, das Girl mit den grau gefärbten Haaren und den angeklebten Augenwimpern, das John in der Flughalle so angestarrt hatte.

Jetzt war Ginny völlig fertig. Das Gesicht war geschwärzt, die Haare angesengt, die Kleidung zerrissen.

John leuchtete Ginny an. Dann ließ er den Strahl etwas wandern, damit das Girl nicht geblendet wurde.

Ginny hockte mit dem Rücken an die Felswand gelehnt. Sie hatte die Beine an den Körper gezogen. Jetzt hob sie den Blick.

»Pam«, flüsterte sie ungläubig.

Pamela Morton ging neben Ginny in die Hocke. Sie streichelte mit beiden Händen das Gesicht der Tänzerin. »Ginny, wo sind die anderen Mädchen?«

Ginny machte eine unbestimmte Bewegung. »Da hinten irgendwo.«

»Und warum bist du nicht mitgegangen?«

»Ich will hier sterben.« Plötzlich begann sie zu weinen. Pamela mußte ihre gesamte Überredungskunst aufbieten, um Ginny zu beruhigen.

»Komm mit uns«, sagte sie.

Ginny nickte. Willig ließ sie sich hochziehen.

John Sinclair war schon ein paar Schritte vorgegangen. Jetzt drehte er sich um und sagte: »Bleibt immer dicht hinter mir.«

»Okay«, erwiderte Pamela Morton, die sich wieder einigermaßen erholt hatte.

Doch nach zwei Minuten stockt auch ihr der Atem.

Ein gewaltiges Rauschen lag plötzlich in der Luft. Überrascht blieben die vier Menschen stehen, rissen ihre Köpfe in den Nacken.

Sie sahen von dem Flugvampir nur den Schatten. Mit eng anliegenden Flügeln schoß er wie eine Rakete in die schmale Schlucht hinein.

Genau auf Pamela Morton zu…

***

John Sinclair, der berühmte Geisterjäger, reagierte eiskalt, obwohl ihm höchstens fünf Sekunden blieben.

Er knickte etwas in den Knien ein, leuchtete mit der Lampe den heranrasenden Vampir an und zog mit der rechten Hand in einer traumhaft sicheren Bewegung seine Pistole.

Sie war längst entsichert. Eine Patrone war aus dem Magazin in den Lauf gehebelt worden.

John feuerte.

Zweimal jagte er die silbernen Geschosse aus der Waffe. Wie in Großaufnahme hatte er die glühenden roten Augen in dem häßlichen Gesicht gesehen.

Beide Kugeln klatschten in die Fratze der Bestie.

Hinter dem Geisterjäger schrien die Mädchen auf. Sie hatten den Vorgang gar nicht richtig mitbekommen, so schnell war alles gegangen.

Die Vampirbestie mußte die geweihten Geschosse voll schlucken.

Der Flug wurde zwar nicht gestoppt, aber in eine andere Richtung gelenkt.

»Hinwerfen!« schrie John und riß die Mädchen mit sich.

Gerade noch rechtzeitig. Der Riesenvampir fegte über sie hinweg und klatschte ein paar Yards weiter gegen die Felswand. Vergeblich versuchte er die Flügel auszubreiten, um wegfliegen zu können.

Erstens war die Schlucht zu eng, und zweitens wirkten die Kugeln bereits.

Der Flugvampir stieß einen jaulenden, fast menschlich klingenden Schrei aus. Er wälzte sich auf dem Boden.

John Sinclair sprang auf. Wenn es nötig war, wollte er mit einer dritten Kugel dem Blutsauger endgültig den Garaus machen.

Er brauchte es nicht.

Die Macht des geweihten Silbers zerstörte die urwelthafte Bestie. Die Haut zerbröselte wie harter Lehm, der von kräftigen Fingern zermalmt wird. Innerhalb von fünfzehn Sekunden war der Vorgang abgeschlossen.

Zurück blieb nur noch Asche.

An allen Gliedern zitternd hatten die Mädchen den unbegreiflichen Vorgang mit ansehen müssen. Pamela Mortons Blicke huschten zwischen John und der zu Staub zerfallenen Bestie hin und her.

Der Geisterjäger konnte förmlich sehen, wie hinter ihrer Stirn die Gedanken arbeiteten. Er ließ sich jedoch zu keiner Erklärung herbei, sondern forderte die Mädchen auf, weiterzugehen.

Immer tiefer drangen sie in die unbekannte Schlucht ein. John Sinclair war wachsam wie nie. Die Waffe hatte er nachgeladen und hielt sie schußbereit in der Rechten. Seine Blicke waren überall. Er schaute auch nach oben, denn irgendwo auf dem nicht zu erkennenden Rand der Felsschlucht konnte der nächste Blutsauger lauern.

Doch vorerst geschah nichts.

Sie wurden nicht behelligt, und plötzlich wurde die Schlucht breiter und endete dann in einem Felsenkessel, dessen Seiten sich steil in die Höhe reckten. Einen Weg, um aus dem Kessel zu gelangen, konnte John in der herrschenden Dunkelheit nicht erkennen. Dafür aber sah er den Eingang einer Höhle und die Menschen, die sich davor scharten oder in die Höhle vordrangen.

Sie hatten die übrigen Passagiere gefunden.

John Sinclair ging schneller. Auch die Mädchen beeilten sich. Pamela lief sogar an John vorbei. Sie wollte zu ihren Schützlingen. Wer konnte es ihr verdenken?

Der Höhleneingang wurde bewacht. Von den Arabern. Breitbeinig standen die beiden mit Burnussen bekleideten Männer davor.

John ließ die Pistole verschwinden.

Zwei Schritte vor den Männern blieb er stehen.
Finster sahen sie ihn an.
»Ich schätze, wir sitzen alle in einem Boot«, sagte der Geisterjäger. »Laßt mich durch und macht keine Schwierigkeiten.«
Die Araber blickten sich an. Dann grinsten sie und traten zur Seite. Mit einem unguten Gefühl in der Magengegend ging John Sinclair in die Höhle.
Sie war relativ groß und besaß Nischen und Winkel. Einer der Passagiere hatte zufällig Kerzen bei sich gehabt. Es waren fünf und von der Länge eines Fingers. Drei brannten nur. Ihr Schein reichte kaum bis an die Decke, genügte aber, um Konturen und Umrisse erkennen zu können.
Pamela Morton war schon bei ihren Mädchen. Sie kam auf John zu und lächelte.
»Es ist niemand tot von uns«, sagte sie.
»Und von den anderen?«
»Auch keiner.«
John atmete innerlich auf. Die Gespräche der Menschen waren bei seinem Eintreten unterbrochen worden. Ein älterer Herr, der aus einer Platzwunde an der Stirn blutete, reichte ihm die Hand. »Ich möchte mich im Namen der Passagiere bei Ihnen bedanken«, sagte er. »Hätten Sie die Tür nicht geöffnet, wären viele von uns verbrannt.«
John winkte ab. »Alles halb so schlimm. Ich tat nur meine Pflicht.«
Der Mann blickte ihn ernst an. »Das sagen Sie so. Nein, nein, es war schon eine gute Tat.«
Die Überlebenden verhielten sich relativ ruhig. Nur ein etwa elfjähriges Mädchen saß neben seiner Mutter und weinte. Die Kleine hatte sich beim Sprung aus der Maschine den Fuß verstaucht. Mit rührenden Worten versuchte die Mutter ihr Kind zu trösten, obwohl die Frau selbst Trost nötig hatte.
John Sinclair hoffte darauf, daß die Überlebenden in diesen schrecklichen Stunden zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenwachsen würden.
Aber vorerst sah das nicht so aus.
Die Araber hockten zusammen. Sie hatten einen Toten zu beklagen. Der einzige bisher von den Passagieren. Was aus der Besatzung im einzelnen geworden war, wußte John nicht.
Der Sohn des Scheichs führte das große Wort. Mit zischender, dämagogisch klingender Stimme redete er auf seine Männer ein. Die beiden Burnusträger hatten sich jetzt auch zu ihnen gesellt. Die sieben Männer bildeten einen Kreis.
Johns Blicke wanderten weiter. Nicht weit von den Arabern saßen die beiden Stewardessen. Sie klammerten sich aneinander wie Ertrinkende.

Plötzlich standen die Araber auf.
Sofort spürte John Sinclair die Gefahr.
Und er sollte sich auch nicht getäuscht haben.
Die Araber hatten ihre Niederlage nicht vergessen. Geschlossen marschierten sie auf John Sinclair zu.
Sieben gegen einen.
Ein verdammt ungleiches Verhältnis…

***

Im Kamin brannte das Feuer. Die Flammen leckten wie gierige Finger an dem Gestell hoch, das Suko aus primitiven Mitteln gebastelt hatte.
Es war eine Art Schmelzpfanne. Sie bestand aus Eisen. Und da Eisen einen höheren Siedepunkt besaß als Silber, hofften Suko und Bill Conolly, daß das Silber schon bald in den flüssigen Zustand übergehen würde.
Sie hatten außer der Schale noch einige Tiegel gefunden. Sie waren kaum größer als ein Fingerhut, aber sie waren aus Silber, und das war schließlich das Entscheidende.
Marai stand neben dem Kamin. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und starrte in die Flammen, die hin und herwischten und ihr Gesicht mit zuckenden Schatten übergossen.
Bill Conolly hatte Marai von seinem Plan berichtet. Das Silber sollte geschmolzen werden, und Marai sollte versuchen, es durch ihre geistigen Kräfte magisch aufzuladen.
Sie war das Medium, und sie mußte es schaffen – auch ohne Hilfe des Gurus.
Padma Lahore hatte sich nicht mehr gemeldet. Aber vor dem Haus flogen noch immer seine schrecklichen Vampire herum. Bill und Suko sahen die Schatten hin und wieder vor den Scheiben umherhuschen.
Marai blickte gar nicht mehr zum Fenster hin. Sie wollte von ihrem Vater nichts mehr sehen, und Bill Conolly zog in weiser Voraussicht die Vorhänge zu.
Während Suko das Silber beobachtete, das unter den Flammen langsam wärmer wurde, ging der Reporter zur Tür.
Spaltbreit zog er sie auf – und zuckte im gleichen Augenblick zurück.
Einer der vor der Tür patrouillierenden Diener war herumgewirbelt und hatte seine Maschinenpistole auf Bill Conolly angelegt.
Bill sah in die dunkle Mündung und in die glanzlosen leeren Augen des Mannes.
Er wußte genug.
Sacht schloß er die Tür.
Suko wandte sich ihm zu. Bill hob nur die Schulter, und der Chinese verstand.
Beiden Männern war klar, daß sie das Zimmer auf normalen Wegen

nicht verlassen konnten. Bill hatte auch Marai eingeweiht. Teilnahmslos hatte sie dem Reporter zugehört, sie war in der letzten halben Stunde in eine Art Apathie gefallen, in der ihr alles egal war.

In den nächsten Minuten hielten sich Bill und Suko vor dem Kamin auf. Die Flammen hatten das gußeiserne Gefäß bereits stark erwärmt, und auch das Silber darin begann sich schon zu verformen. Es würde nicht mehr lange dauern, dann war es in den flüssigen Zustand übergegangen.

Danach allerdings begann der schwierigste Teil der Arbeit. Sie besaßen keine Form, in die sie das Silber hätten fließen lassen können, um es dann zu einem Kreuz oder einer Kugel erstarren zu lassen.

Dabei mußte Marai helfen. Und zwar mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten. Sie sollte Kraft ihrer Gedanken das Metall in die gewünschte Form bringen. Es war nur die große Frage, ob dies gelang. Bisher war mit Marai kein einziger Versuch in dieser Richtung hin unternommen worden.

Das Silber war jetzt soweit geschmolzen.

Suko nickte Bill Conolly zu. Der Reporter wußte, was er zu tun hatte. Er ging zu Marai und führte sie an den Kamin heran. Suko hatte inzwischen die Pfanne mit dem geschmolzenen Silber ein wenig vorgeholt, weg vom Feuer.

Die Pfanne war flach, fast eben. Sie besaß nur an den Rändern Erhöhungen, damit die Flüssigkeit nicht herauslaufen konnte.

Bill Conolly und die junge Inderin blieben dicht vor dem Kamin stehen.

»Versuch es«, flüsterte der Reporter Marai zu. »Konzentriere dich. Du mußt es schaffen. Unser aller Leben kann davon abhängen.« Bill sprach mit eindringlicher, beinahe beschwörender Stimme, und Marai, das Medium, nickte zu seinen Worten.

Sie starrte auf das Silber, das von einer kaum wahrnehmbaren Dampfschicht überlagert war. Der Blick des Mädchens schien sich in der Unendlichkeit zu verlieren. Marai rollte mit den Augen. Deutlich trat das Weiße hervor.

Bill war etwas zurückgegangen. In angespannter Haltung stand er da und beobachtete Marai und auch die Pfanne mit dem noch flüssigen Silber.

Jetzt streckte die Inderin beide Arme aus. Die Hände schwebten über der Pfanne. Langsam bewegte sie die Finger, malte Zeichen in die Luft. Aus ihrem Mund drangen kaum verständliche Worte. Die Lippen schienen sich beim Sprechen nicht zu bewegen.

Ein dicker Schweißfilm lag auf der Stirn des Mädchens. Diese Beschwörung kostete Kraft. Kraft und Energie, die ihr das Letzte abforderten.

Bill hatte das Gefühl, die Luft in dem Raum hätte sich verändert. Und

tatsächlich schwebte über Marai ein Schein, der sich laufend veränderte und dann kranzförmig ihren Kopf umschloß.

Bill konnte nur ahnen, welch magische Kräfte das Mädchen geweckt hatte. Er selbst konnte sie nicht erfassen.

Aber Marai hatte Erfolg.

Das Silber begann plötzlich zu brodeln. Es warf Blasen, wogte in der Schale hin und her und nahm eine Form an. Die Form, die Bill dem Mädchen vorher genannt hatte.

Aus dem flüssigen Silber bildete sich ein Kreuz, das an seinem Ende zugespitzt war und dort einem Messer ähnelte.

Dann sackte Marai mit einem Aufschrei zusammen. Bill konnte das Mädchen im letzten Augenblick noch auffangen. Die Beschwörung war über ihre Kräfte gegangen.

»Geschafft«, sagte der Reporter und atmete hörbar auf.

Suko nickte. Ein schmales Lächeln stahl sich auf seine Lippen. »Fragt sich nur, was wir damit erreicht haben«, meinte er dann.

Bill runzelte die Stirn. »Auf jeden Fall wird sich einer von uns den Vampiren zum Kampf stellen können…«

***

Die Lage sah für John Sinclair verdammt bedrohlich aus. Die sieben Araber machten nicht den Eindruck, als hätten sie nur vor, mit dem Geisterjäger zu spielen.

Nein, sie wollten sein Leben.

Ihr Gesetz verlangte es so. Er hatte zwei von ihnen gedemütigt, und diese Tat schrie geradezu nach Rache.

John Sinclair wich bis zur Wand zurück. Die Araber kamen im Halbkreis auf ihn zu. Hin und wieder flackerte der Kerzenschein über ihre Gesichter und ließ sie aussehen wie dämonische Fratzen.

Die anderen Überlebenden waren aufgesprungen. Niemand wagte einzugreifen. Die Furcht vor den Arabern saß den Menschen zu tief in den Knochen.

Ihr Anführer, der junge Kerl, hielt sich etwas im Hintergrund. Er hatte zwar das größte Mundwerk, war aber gleichzeitig der größte Feigling.

Auch jetzt hetzte er die Männer wieder auf. Er zischte die Worte durch seine Zähne wie eine Schlange. Seine Miene war vom Haß entstellt.

Bis auf vier Schritte hatten sich die Araber dem Geisterjäger genähert – da geschah etwas womit niemand gerechnet hatte.

Pamela Morton sprang plötzlich zwischen John und die Angreifer. »Nein!« schrie sie und wandte einmal John und dann wieder den Arabern ihr Gesicht zu. »Seid ihr denn wahnsinnig? Ihr könnt doch diesen Mann nicht töten! Er ist der einzige, der uns helfen kann. Wenn

er nicht gewesen wäre…«

»Schafft sie weg!« brüllte der Anführer der Araber auf englisch.

Zwei Kerle wollten vorspringen.

Da zog John seine Waffe.

Er tat dies ungeheuer schnell, und noch in der gleichen Sekunde starrten die Araber in die Mündung. Mit der freien Hand packte John Sinclair Pamelas Handgelenk und schleuderte das Mädchen zur Seite, aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich heraus.

»Und nun hört mal zu«, sagte John Sinclair. Seine schneidende Stimme erreichte auch den allerletzten Winkel der Höhlengrotte und ließ die Menschen aufhorchen. John fühlte die Blicke aller auf sich gerichtet, und er spürte instinktiv das Vertrauen, das ihm die Überlebenden entgegenbrachten – bis auf die sieben Araber.

Sie waren stehengeblieben. Aus ihren Blicken leuchtete die kalte Wut, doch die Männer mußten gehorchen, Sinclairs Waffe war ein zu überzeugendes Argument.

»Ihr hegt Rachegefühle gegen mich, das weiß ich«, begann John, »doch vorher solltet ihr euch über eins klar werden. Was Miß Morton vorhin gesagt hat, stimmt bis auf den letzten Buchstaben. Ich bin in der Tat der einzige, der sich den Monstern entgegenstellen kann. Und zwar mit Erfolg.«

»Hört, hört«, rief einer der Araber, und ein anderer meinte: »Du kannst uns viel erzählen, aber glauben werden wir dir nichts. Beweise uns, daß du es schaffst.«

»Einen Vampir habe ich erledigt«, erwiderte John. »Er liegt in der Schlucht und ist zu Staub zerfallen.«

Der Sprecher von vorhin begann zu lachen. »Zu Staub, ja, da können wir lange suchen.«

»Tut mir leid, aber das haben Vampire nun mal so an sich. Ich habe ihn mit der Waffe, die ich hier in meiner Hand halte, erledigt, die Stewardeß und Miß, Morton sind Zeugen. Sie können sie fragen.«

Einer der Araber trat einen Schritt vor. Er war ein geiergesichtiger Bursche mit einem strichdünnen Bart über der Oberlippe. »Und wie kommen Sie an solch eine Wunderwaffe?«

John Sinclair beschloß, sein Inkognito zu lüften. »Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard«, sagte er, »und in einer besonderen Mission unterwegs. Ich kämpfe gegen Dämonen, Geister und andere Ungeheuer und weiß auch, wie man sie besiegen kann. Diese Erklärung muß Ihnen reichen.«

Die Araber blickten sich an. Einige grinsten, und der jüngste von ihnen, der Anführer, schüttelte wild den Kopf. »Glaubt ihm kein Wort!« keifte er, »der will sich doch nur rausreden. Nichts stimmt von dem, was er sagt. Er hat nur Angst um sein erbärmliches Leben. Los, auf ihn. Alle kann er nicht zum Teufel schicken. Wenn ihr nicht

gehorcht, lasse ich euch die Hände abhacken, ihr verdammten Hunde.«

Dieser Playboy war wirklich giftig. Wie John die Araber einschätzte, würden sie gehorchen. Und deshalb mußte er ihnen zuvorkommen, schon allein aus dem Grund, ein unnötiges Blutbad zu vermeiden.

Ehe sich die Araber zu irgendeiner Attacke entschlossen hatten, war John vorgesprungen, rammte einem Burnusträger den Pistolenlauf in die Magengrube und bekam den Anführer der Sippe am Revers seines Jacketts zu fassen.

John sah die erschreckten Augen des Kerls dicht vor sich und riß den Mann hart herum.

Der Araber stöhnte unter seinem Griff. John drückte ihm den Lauf der Waffe hinter das Ohr.

»Pfeif deine Gorillas zurück!« zischte John. »Wir befinden uns hier in einer Notlage, und es würde mir nichts ausmachen, dich zu erschießen, wenn ich keine andere Möglichkeit sehe.«

John hatte die Worte so gesprochen, daß man sie ihm auch abnehmen konnte. Nicht im Traum hatte er daran gedacht, einen Menschen zu töten. Höchstens aus einer Notwehrsituation heraus.

Aber der Araber schluckte den Bluff.

Abu el Gassrah wurde blaß bis unter die Haarwurzeln. Er sagte irgend etwas zu seinen Leuten, worauf diese sich zurückzogen, John und seinen Gefangenen weiterhin mißtrauisch beobachteten.

John Sinclair ließ den Arm mit der Beretta sinken. Innerlich atmete er befreit auf. Der Geisterjäger stieß den Araber von sich. »Noch einmal«, sagte er dabei und ließ die Waffe verschwinden. »Ich möchte keinen Ärger. Hier ist jeder auf den anderen angewiesen. Benehmt euch endlich wie erwachsene Menschen.«

Abu el Gassrah hatte sich wieder erholt. Er war wesentlich kleiner als der Oberinspektor und starrte diesen von unten herauf tückisch an.

»Mach nur keinen Unsinn«, warnte John.

Da drehte sich der Araber abrupt um und ging zu seinen Männern. Die Gefahr war gebannt.

John wischte sich über die Stirn. Der Mann, der sich vorhin bei ihm bedankt hatte, reichte John die Hand.

»Gratuliere, Herr Oberinspektor«, sagte er. »Es müßte mehr Männer Ihres Schlages auf dieser Welt geben.«

John winkte ab. »Die gibt es bestimmt, Mister…«

»Quayle. Anthony Quayle. Ich arbeite im Wirtschaftsministerium und befinde mich auf einer Dienstreise nach Kalkutta.« Er bedachte den Oberinspektor mit einem langen Blick, so, als wolle er sich sein Gesicht besonders gut einprägen. »Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, dann sagen Sie es, Herr Oberinspektor.«

John nahm den Vorschlag des Mannes dankbar an. Quayle war von

etwas gedrungener Statur, hatte eine Halbglatze und eine fleischige Nase, deren Spitze traurig nach unten hing. Doch in seinem Gesicht saßen zwei wache Augen.

»Falls Sie so freundlich sind und sich um die Überlebenden kümmern«, sagte John, »ich möchte noch einmal mit den Arabern reden.«

»Mach ich, Herr Oberinspektor.« Quayle wollte schon gehen, doch John hielt ihm am Jackettärmel fest. »Falls Sie Hilfe brauchen, Miss Morton wird Sie gern unterstützen.«

»Danke.« Quayle deutete mit dem Kopf auf Pam. »Miss Morton ist die rothaarige Frau, wenn ich mich nicht irre.«

»Genau.«

Anthony Quayle nickte. »Gratuliere, Oberinspektor. Sie haben einen guten Geschmack.«

John lachte und ließ Quayle allein.

Abu el Gassrah hatte sich wieder zu seinen Kumpanen gesellt. Finster blickte er John Sinclair entgegen. »Was wollen Sie noch?« herrschte er den Geisterjäger an.

»Mit Ihnen zusammenarbeiten«, erwiderte John.

Gassrah lachte. »Sie können wohl einen Stich mit dem Messer kriegen, das ist alles.«

»Seien Sie doch mal vernünftig.«

»Will ich aber nicht. Sie haben mich blamiert, vor allen Leuten. Und das nicht nur im Flugzeug. Dafür bekommen Sie die Quittung.« Er warf den beiden Burnusträgern einen wilden Blick zu. »Los, packt diesen räudigen Hund, und werft ihn den Geiern zum Fraß vor!«

Die Männer rührten sich nicht.

»Los, verdammt!« brüllte Gassrah.

»Nein«, sagte der linke der beiden Burnusträger. »Es geschieht nichts. Wir werden mit dem Engländer zusammenarbeiten, so wie er es gesagt hat.«

Da drehte Gassrah durch. Mit einem Wutschrei wollte er John Sinclair an die Kehle. Er war wie ein kleiner räudiger Köter, dem man sein Fressen weggenommen hatte.

John Sinclair schlug mit dem Rücken der rechten Hand zu. Der harte Schlag klatschte in das Gesicht des Arabers. Gassrah flog heulend zurück und landete auf dem Rücken.

Aber sofort jagte er wieder hoch.

Die Leibwächter griffen nicht ein. Sie standen nicht auf Gassrahs Seite und auch nicht auf der von John Sinclair. Sie waren neutrale Beobachter.

Abu el Gassrah versuchte es mit einem gemeinen Tritt. Er wollte Johns Unterleib treffen. Blitzschnell wie der Kopf einer züngelnden Schlange kam das Bein.

John bekam den Fuß zu fassen, hebelte ihn herum.

Gassrah vollführte einen halben Salto, ruderte wild mit den Armen und landete krachend auf dem Bauch. Dabei schlug er sich die Stirn blutig. John machte kurzen Prozeß. Mit einem wohldosierten Schlag schickte er Abu el Gassrah ins Reich der Träume.

Die anderen Araber lächelten. Gassrah schien bei ihnen nicht sehr beliebt zu sein.

John Sinclair ging in die Knie und fesselte den Araber mit dessen Hosengürtel.

»Knebeln wird nicht nötig sein – oder?« wandte sich der Geisterjäger an die Araber.

Die Männer schüttelten die Köpfe.

Plötzlich trat einer der Burnusträger auf John zu und reichte ihm die Hand.

»Ich bin Hakim«, sagte er.

John schlug ein.

Hakim stellte auch noch die anderen vor, deren Namen der Oberinspektor sich jedoch nicht merken konnte. Nur den Namen des zweiten Leibwächters behielt er.

Der Mann hieß Gabor.

Die Araber bilden einen Kreis, und John setzte sich zu ihnen. Haarklein berichtete er von den Vorfällen, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie man die riesigen blutsaugenden Bestien bekämpfen konnte.

John hatte vor, die anderen Waffen aus seinem Koffer zu verteilen. Doch dazu sollte es vorerst nicht mehr kommen.

Ein gellender Schrei fegte plötzlich durch die Höhle und wurde als schauriges Echo von den Wänden zurückgeworfen.

Der Geisterjäger schnellte hoch.

Der Schrei war im Hintergrund der Höhle aufgeklungen, und es war eine Frau, die ihn ausgestoßen hatte.

Pamela Morton!

Sie war bis an die Wand zurückgewichen.

Vor ihr stand ein Mann, von dem John Sinclair nur den Rücken sehen konnte. Er ahnte jedoch, daß er hier einen Vampir vor sich hatte. Wie er in die Höhle gekommen war, hatte keiner gesehen – die Überlebenden waren vor Schreck wie gelähmt.

Diese Sekunden nutzte der Vampir aus.

Ehe ein anderer reagieren konnte, hatte er die schreiende Pamela Morton gepackt und war mit ihr im Hintergrund der Höhle verschwunden…

***

Mit gewaltigen Schritten setzte John Sinclair dem Blutsauger und

seinem Opfer nach. Hastig bahnte er sich einen Weg, schob Menschen, die sich ihm unbewußt in den Weg stellten, zur Seite und erreichte dann die Stelle, an der der Vampir mit Pamela Morton verschwunden war.

Jetzt sah der Geisterjäger nichts mehr.

Nur die rissige Felswand, die vor ihm in die Höhe wuchs und bis zur Höhlendecke reichte.

Auch Pamelas Schrei war verklungen. Nichts wies dem Oberinspektor den Weg.

Aber wohin hatte sich der Vampir mit seinem Opfer gewandt? Wo war er verschwunden?

John hatte zum Glück noch seine Lampe. Er knipste sie an und suchte in deren Lichtschein die Felswand ab.

Der Kerzenschein hatte nicht mehr bis hierher gereicht, und nur aus der unmittelbaren Nähe konnte John Sinclair den schmalen Spalt erkennen, der sich wie ein zu breit geratener Riß in den Felsen hineinzog. Dort mußte der Vampir mit Pamela Morton verschwunden sein.

Aber wohin führte der Gang? War er vielleicht der Beginn eines gewaltigen Felslabyrinths, das die Berge unterhöhlte und den gefährlichen Blutsaugern zahlreiche Verstecke bot?

John wollte es herausfinden. Außerdem dachte er an Pamela Morton, die sich in der Gewalt des Vampirs befand. Wenn John die Frau nicht bald fand, war sie verloren.

Auf einmal stand Hakim hinter dem Geisterjäger.

»Ich gehe mit«, sagte der Araber. John las in seinen Augen ein kampflustiges Funkeln.

»Es kann aber sehr gefährlich werden«, warnte der Geisterjäger. »Denken Sie daran, daß wir es hier nicht mit menschlichen Gegnern zu tun haben.«

Hakim schüttelte den Kopf. »Das weiß ich.«

»Gut.« Der Geisterjäger nickte. Er gab Hakim seine Beretta, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Er selbst holte sich aus seinem Koffer eine Pistole, die Bolzen verschoß. Sie waren aus Eiche und vorn spitz wie ein Messer. Damit hatte John schon so manchem Vampir ein Ende seines unseligen Lebens bereitet.

Der Gang war gerade so breit, daß sich ein normal gewachsener Mann hindurchquetschen konnte. John, der vorausging, gelang es nur mühsam, und auch Hakim hatte seine Probleme.

Doch schon nach wenigen Yards wurde der Gang breiter. Die Männer konnten normal gehen. Ihre Schultern berührten nicht mehr die beiden Felswände links und rechts.

John hatte wieder seine Lampe eingeschaltet. Wie ein Messer schnitt der Strahl durch die Finsternis. John sah dicht über sich die Decke des

Ganges. Seltsame Tiere hingen daran. Fledermäuse und Insektenarten, die John noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Einige Kriechtiere klammerten sich auf der Haut seines Gesichts fest. Mit einem Ekelgefühl wischte John sie weg.

Hakim befand sich dicht hinter ihm. Er murmelte Worte in seiner Landessprache, die John nicht verstand. Vielleicht waren es Kampfparolen, mit denen sich der Araber selbst Mut machen wollte.

John Sinclair fragte sich, wohin der Gang wohl führte. Doch schon nach wenigen Metern bekam er die Antwort.

Der Gang mündete in eine Felshalle. Etwas kleiner, als die Höhle, in der die Überlebenden des Absturzes saßen, aber mit einer so hohen Decke, daß der Schein der Lampe sie nicht einmal erreichen konnte.

Und inmitten der Halle saß Pamela Morton.

Allein!

Dem Geisterjäger fiel ein Stein vom Herzen. Er beschleunigte seine Schritte, lief rasch auf Pamela zu und faßte sie an beiden Schultern.

»Ist dir was passiert?«

Pam schüttelte den Kopf.

»Wo ist der Vampir?«

»Weg«, erwiderte Pam leise. »Er hat mich allein gelassen. Er heißt Padma Lahore und bezeichnet sich selbst als König der Berge und Herrscher des Himalaja. Ich weiß wirklich nicht, wohin er verschwunden ist.«

John Sinclair atmete auf. »Hauptsache, dir ist nichts geschehen«, sagte er.

Pamela nickte, und dabei lächelte sie, was John jedoch nicht sehen konnte.

»Komm, steh auf«, sagte der Geisterjäger. »Hakim wird dich zu den anderen zurückbringen. Nicht wahr?«

Der Araber war neben John Sinclair stehengeblieben und hatte sich unbehaglich umgesehen. Die mit Silberkugeln geladene Pistole hielt er in der rechten Hand. »Ja«, sagte er, »ich bringe dich zurück.«

Pamela erhob sich.

John Sinclair zog seinen Verbündeten ein wenig zur Seite. »Sobald irgend jemand auftauchen sollte, der dir nicht geheuer ist, schießt du, verstanden?«

Hakim nickte.

Wie ein fürsorglicher Vater faßte er Pamela an der Hand und war schon bald mit ihr in dem schmalen Gang verschwunden.

***

Der Geisterjäger konnte aufatmen. Die Sorge um Pamela Morton war er erst einmal los. Nun konnte er sich voll und ganz auf die Verfolgung des Vampirs konzentrieren.

Wie hatte Pamela noch gesagt.

Padma Lahore, nannte sich der Blutsauger. John hatte den Namen noch nie gehört, aber er mußte ein sehr mächtiger Vampir sein. John nahm an, daß ihm die riesigen Blutsauger gehorchten.

Der Oberinspektor wußte, wie schwer sein Auftrag war. Es kamen ihm leichte Zweifel auf, ob er überhaupt in der Lage war, den Kampf zu gewinnen.

Sicher, er hatte Hakim auf seiner Seite, aber der Araber war in der Auseinandersetzung mit Geistern und dämonischen Wesen doch ziemlich unerfahren.

John Sinclair fühlte sich unbehaglich. Es kam ihm auf einmal vor, als drücke die Decke der Höhle schmerzhaft auf seinen Schädel. Die kleine Lampe war kaum in der Lage, die geballte Schwärze zu durchdringen.

Es war eine unheimliche Atmosphäre, die John umgab.

Und wo hatte sich der Vampir versteckt? Sicherlich war er tiefer in den Berg eingedrungen, und ebenso sicher war John, daß es dort Hunderte von Verstecken gab. Es mußte schon an ein Wunder grenzen, wenn er den Vampir aufspürte.

John Sinclair ließ den Arm mit der Lampe kreisen. Eine absolute Stille umgab ihn, die in eine Beklemmung hinüberging und John das Atmen erschwerte.

Er spürte die drohende Gefahr, die sich um ihn herum zusammenballte. Mit einer Art sechsten Sinn ahnte er die Bedrohung, und er dachte daran, in eine Falle getappt zu sein.

Sekunden später sollte John diese Theorie bestätigt bekommen. Als er den Blick zur Decke hob, sah er die glühenden Augen. Zwei Paare zählte er. Zwei Vampire. John hatte das Gefühl, sein Herz würde einen Sprung überschlagen. Minutenlang hatte er sich ahnungslos in der tödlichen Falle befunden. In jeder Sekunde hätten sich die Vampire auf ihn stürzen können, um sich an seinem Blut zu laben. Doch sie zögerten. Warum nur? Den Grund erfuhr John Sinclair wenig später. Plötzlich gellte ein rauhes Gelächter auf, das – von den Wänden noch hundertfach verstärkt – John Sinclairs Ohren schmerzte. Das Gelächter schien von überall her zu kommen, es hatte den Geisterjäger eingekreist.

John drehte sich um die eigene Achse. Die Waffe mit den Bolzen hielt er schußbereit in der Hand – doch der Vampir ließ sich nicht blicken.

Von einem Augenblick zum anderen verstummte das Lachen. Stille senkte sich über die Höhle. John wartete mit vibrierenden Nerven. Dann eine Stimme. Höhnisch, siegessicher, triumphierend. »Aus und vorbei, John Sinclair!« rief die Stimme. »Du bist jetzt mein Gefangener, und niemand kann dir noch helfen. Ich habe dich in diese

Höhle gelockt, und du bist prompt in meine Falle getappt. Genau wie deine Freunde in Nepal. Sie haben einen Hilferuf an dich abgesandt. Ich wußte es und habe sie auch in Ruhe gelassen. Denn den Triumph, den berühmten Geisterjäger John Sinclair in die Hand zu bekommen, den konnte ich mir nicht entgehen lassen. Die anderen beiden und auch das Mädchen haben Zeit. Sie sind mir sicher. Aber du, John Sinclair, wirst hier in dieser Höhle sterben. Du wirst im Berg der Vampire dein Leben aushauchen, und dein Leichnam wird eingehen ins Pandämonium und dem obersten Höllenfürst zu Füßen gelegt werden. Satan selbst wird mir für diese Tat danken. Ich, Padma Lahore, der Herrscher der Berge, habe es geschafft, John Sinclair auszuschalten. Die Dämonenwelt kann aufatmen.«

»Noch ist es nicht soweit, Padma Lahore«, rief der Geisterjäger.

»Schon viele haben versucht, mich zu besiegen, doch keinem ist es bisher gelungen.«

»Dann werde ich der erste sein!« brüllte Padma Lahore. Noch im gleichen Atemzug schrie er: »Packt ihn!«

Darauf hatten die beiden Blutsauger an der Decke nur gewartet. Blitzschnell lösten sie sich von dem riesigen Gestein und kamen wie Pfeile auf John Sinclair zugeschossen…

***

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben«, sagte Hakim, als er mit Pamela Morton in den dunklen Gang tauchte.

»Bei den anderen in der Höhle sind wir sicher. Und sollte etwas passieren, habe ich noch die Pistole. Sie ist mit Silberkugeln geladen.«

»Töten Silberkugeln Vampire?« erkundigte sich Pamela mit leiser Stimme. Sie ging dicht hinter dem Araber, der sie auch weiterhin an der Hand führte.

»Ja«, erwiderte Hakim. »Durch Silberkugeln werden Vampire getötet.«

Pamela blieb stehen.

»Was ist denn?« fragte Hakim.

Er drehte sich um. Jetzt stand Pamela dicht vor ihm. Er fühlte ihre Hand an seinem Burnus entlanggleiten, bis sie die Pistole erfaßte, die er in seiner Rechten hielt.

»Was willst du denn? Komm, wir müssen weiter!« drängte der Araber.

»Einen Moment noch.« Mit einem blitzschnellen Griff riß Pamela Morton dem Araber die Waffe aus der Hand und warf sie hinter sich zu Boden.

»Bist du wahnsinnig!« keuchte Hakim.

Pamela lachte. Es war ein böses, wissendes Lachen, deren Unterton Hakim jedoch nicht bemerkte.

»Wir brauchen die Waffe nicht mehr«, sagte Pamela Morton.
»Wieso… ich…?«
»Sei jetzt still«, flüsterte Pamela. In der Dunkelheit drängte sie ihren Körper gegen den des Arabers. Hakim spürte die schwellenden Formen, die festen Brüste…
Seine streichelnden Hände fuhren an ihren Hüften entlang. »Nein«, sagte er rauh. »Die Waffe brauchen wir jetzt wirklich nicht mehr.«
Er merkte, daß seine Knie weich wurden. Diese Frau wollte er schon immer besitzen. Das Verlangen hatte ihn bereits gepackt, als er Pamela zum erstenmal gesehen hatte.
Und jetzt warf sich dieses rothaarige Vollblutweib ihm an den Hals.
Unbegreiflich…
»Komm«, wisperte Pamela, »wir sind allein hier. Ganz allein. Niemand wird uns stören…«
Sie drängte den Araber gegen die Felswand. Hakim fühlte, wie das Blut immer heftiger durch seine Adern rauschte. Nur noch wenige Augenblicke, dann würde ihm die Frau völlig gehören…
Er hörte nicht das gellende Gelächter, das hinter ihnen im Felsendom aufklang, für Hakim war die Welt ein rauschender Strudel, in den die Leidenschaft ihn hineingezogen hatte.
Dabei blieb Pamela Morton kalt bis ins Mark.
Sie hatte ihre Hände auf Hakims Schultern gelegt. Jetzt glitten sie weiter, berührten seine Wangen, drehten den Kopf ein wenig nach links, damit der Hals frei lag.
Der Hals!
Mit der Schlagader, in der das Blut pochte.
Pamela hatte längst den Mund geöffnet. Hakim konnte die nadelspitzen Vampirzähne in der Dunkelheit nicht sehen, dafür spürte er sie Sekunden später an seinem Hals.
Da war es für den Araber schon zu spät.
Pamela hatte ihr erstes Opfer gefunden.
Hakim wurde in ihrer Hand zu einer willenlosen Puppe. Sie ließ erst von ihm ab, als ihr unmenschlicher Rausch gestillt war. Sie hatte genau das getan, was Padma Lahore von ihr verlangt hatte. Denn er hatte sie zu einer Blutsaugerin gemacht.
Und sie war ihrem Meister auf Gedeih und Verderben ausgeliefert.
Hakim war in die Knie gesackt. Ein erster Schwächeanfall, der aber rasch vorbei sein würde. Dann würde auch der Araber seinem Trieb folgen und sich die Opfer suchen.
Nach einigen Sekunden richtete sich Hakim auf. Er lachte. Es war ein widerliches freudloses Kichern, in dem aber auch der Triumph mitschwang.
»Nun gehörst du zu uns«, flüsterte Pamela Morton, die Vampirin. »Nichts wird uns mehr abhalten können, zu den anderen zu gehen. Es

ist soweit, Hakim.«

Der Araber wollte sofort gehen. Hastig zog er Pamela hinter sich her. Es störte sie nicht, daß sie sich an den dicht beieinanderstehenden Felswänden ihre Kleidung aufrissen.

Das andere in ihnen war stärker.

Schließlich standen sie in der großen Felshöhle. Die anderen Araber hatten in der Zwischenzeit draußen vor der Höhle Holz gesammelt und es geschafft, ein rauchloses Feuer anzuzünden. Die Flammen erhellten die Höhle mit ihrem zuckenden Schein.

Ginny kam auf Pamela zugelaufen. »Bin ich froh, daß du wieder zurück bist«, sagte sie. »Erzähl, wie war es denn?«

»Ja, berichten Sie«, rief auch Anthony Quayle. Er und die anderen Passagiere hatten die beiden Abkömmlinge umkreist.

Pamela hörte die Worte kaum. Sie hatte gar kein Interesse, groß zu berichten, sie sah nur die Menschen und dachte daran, was sie alles mit ihnen anstellen konnte.

Hakim hatte sich nicht zu seinen Kumpanen gesellt, sondern sich einigen Girls aus der Tänzerinnengruppe genähert. Er beugte sich über ein Mädchen, faßte es an der Schulter und hob es hoch.

Im gleichen Augenblick begann das Girl zu schreien…

***

Die Flugvampire kamen von zwei Seiten.

Es mußten riesige Biester sein. John hörte das Rauschen der Schwingen, und von dem wirbelnden Luftzug wurden seine Haare durcheinandergewirbelt.

Die Blutsauger wollten den Geisterjäger einkreisen. Seine Chance sollte so gering wie möglich werden.

Der Oberinspektor hechtete zu Boden, rollte sich dabei mehrmals um die eigene Achse. Er hielt noch die Lampe fest. In ihrem zuckenden Strahl sah er einen schrecklichen Kopf mit aufgerissenem Maul und nadelspitzen Zähnen.

Der Geisterjäger war ein Kämpfer, ein Mann, der niemals aufgab, solange noch ein Funken Leben in ihm steckte.

Und auch jetzt wehrte er sich seiner Haut.

Er drückte ab.

Es gab ein pfeifendes Geräusch, als der Bolzen mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Lauf der Waffe herausgefegt wurde. Der Flugvampir hatte nicht so schnell reagieren können, außerdem war John Sinclair ein blendender Schütze.

Er traf das Maul der widerlichen Bestie.

Doch das bekam er selbst nicht mit. John war wieder hochgeschnellt und hetzte auf eine Wand zu, um sich wenigstens eine Rückendeckung zu verschaffen.

Er schaffte es fast.

Da rauschte der zweite Vampir heran. John konnte zwar noch den Kopf einziehen, doch dem Unhold nicht mehr völlig ausweichen.

Über sich vernahm er ein schreckliches Fauchen, das ihn an Höllenlaute erinnerte. Der Geisterjäger fühlte harte Krallen in seinem Nacken. Sie hatten sich in den Kragen seines Jacketts geklammert, und der Vampir wollte Sinclair mit einem gewaltigen Ruck vom Boden hochziehen.

John spürte, daß er der Bestie an Kraft nichts entgegenzusetzen hatte, aber er kannte Tricks.

Wie ein Verwandlungskünstler bei schnellem Umzug, so schlüpfte John aus seinem Jackett.

Der Vampir zog genau in dem Augenblick an – und hielt das leere Jackett zwischen seinen Klauen.

Ein wütendes Fauchen war die Reaktion, das aber unterging in einem markerschütterndem Heulen. Der Vampir, den John getroffen hatte, lag auf dem Boden und starb. Der Eichenbolzen hatte genau das Zentrum getroffen.

John ruhte sich gar nicht erst lange aus. Aus der Drehung schoß er zwei Bolzen ab.

Er hörte, wie sie in die Flügelhaut klatschten, dann riß er den Arm mit der Lampe hoch.

Der zweite Vampir steuerte der Höhlendecke entgegen. Schwerverletzt. Die Bolzen hatten ihn zwar nicht tödlich getroffen, doch sehr stark angeschlagen.

Wild und unkontrolliert bewegte der Riesenvampir seine Schwingen. Er hatte die Kontrolle über sich verloren, trudelte zur Seite weg, versuchte sich zu fangen und näherte sich doch immer mehr dem Boden.

Und da wartete der Geisterjäger.

Der erste Vampir war mittlerweile verendet. Es war bereits die Metamorphose eingetreten, die ihn zu Staub zerfallen ließ. Zuletzt zerfiel der Kopf.

Das weite Maul war noch geöffnet. John sah die Zähne im Licht der Lampe blitzen, dann aber mußte er sich wieder auf den zweiten Blutsauger konzentrieren.

Mit ruckartigen Flugbewegungen versuchte er wieder an Höhe zu gewinnen. Es gelang ihm nicht. Dort, wo ihn Johns Geschosse getroffen hatten, waren die Flügel eingerissen und dunkles, fast schwarzes Blut tropfte zu Boden.

Wo es auftraf, begann es zu kochen. Dämonenblut…

Der Vampir stieß gequälte Schreie aus, in die sich Haß und Schmerz mischten. Wieder versuchte er die Richtung zu ändern, um endlich an seinen verhaßten Gegner heranzukommen..

John stand wie ein Fels.

In der linken Hand die Lampe, in der rechten die Waffe.

Und er zielte genau.

Ein letztes Mal sammelte der Vampir seine schwindenden Kräfte. John Sinclair wußte genau, wenn die Bestie es schaffte, an ihn heranzukommen und ihn unter sich zu begraben, war es aus. Dann konnte ihm auch noch der schwerverletzte Vampir den Rest geben.

Doch soweit wollte er es nicht kommen lassen.

Der Bolzen traf den Riesenvampir genau zwischen die beiden rot glühenden Augen.

John Sinclair hatte phantastisch gezielt.

Mitten in der Flugbewegung wurde der gräßliche Blutsauger gestoppt.

Wild und unkontrolliert schlug er mit seinen Flügeln, dann krachte der riesige Körper zu Boden.

Es war aus.

John Sinclair hatte den Kampf gegen die beiden Schreckensmonster gewonnen.

Aber es war nur ein Teilsieg. Noch lebte Padma Lahore, und John wusste auch nicht, wie viele Monster dieser Vampir noch um sich versammelt hatte.

John Sinclair wollte Padma Lahore auch gar nicht mehr suchen. Er wollte zurück zu den anderen. Lahore hatte von einer Falle gesprochen, in die er John Sinclair gelockt hatte. Damit konnte er auch gemeint haben, daß die anderen Menschen schutzlos zurückgelassen worden waren. Hakim hatte zwar seine Beretta, doch John traute dem Araber nicht zu, mit mehreren Flugmonstern fertig zu werden.

Nein, er mußte selbst zurück in die Höhle.

Der Geisterjäger tauchte in den Gang ein. Der Lampenstrahl zeigte ihm den Weg.

Und plötzlich blieb der Oberinspektor wie vom Donner gerührt stehen.

Die Lichtlanze war auf einen metallischen Gegenstand gefallen.

Auf eine Pistole. Es war seine Beretta.

Sie lag am Boden, so als habe sie jemand weggeworfen.

Die Gedanken in John Sinclairs Kopf überschlugen sich. Was hatte das zu bedeuten? Hatte Hakim die Waffe verloren – oder…

An eine andere Möglichkeit wagte John gar nicht zu denken. Er hob die Waffe auf und steckte sie in seinen Gürtel. Dann lief er so schnell wie möglich weiter.

Nach genau fünf Schritten hörte er den gellenden Schrei!

***

Sinnierend wog Bill Conolly das Silberkreuz in der Hand. Das Licht der Wandlampen warf blitzende Reflexe auf das kostbare Metall. Das vorn zugespitzte silberne Kreuz reichte von Bills Fingerspitzen bis knapp über sein Handgelenk. Es war eine gefährliche Waffe im Kampf gegen die Vampire.

Aber konnten sie mit dieser Waffe die Bestien auch tatsächlich in die Flucht schlagen?

Sowohl Bill Conolly als auch Suko bezweifelten es, doch niemand der beiden ließ sich das anmerken. Allein schon deshalb, um Marai nicht zu verunsichern.

Die Inderin war von ihrem Erfolg selbst überrascht worden. Nie hätte sie sich diese magischen Kräfte zugetraut. Es hatte eine Zeit gedauert, bis sie wieder zu sich selbst gefunden hatte, und jetzt wandte sie sich mit tonloser Stimme an den Reporter.

»Meinen Sie, daß die Vampire damit getötet werden können?«

Bill lächelte aufmunternd. »Wir hoffen es zumindest.«

Marai gab keine Antwort. Sie ahnte, daß die Männer ihr nur Mut machen wollten.

»Es wird Zeit«, sagte Suko, der in den letzten Minuten nur geschwiegen hatte.

Bill nickte. »Wer geht?«

»Ich«, sagte der Chinese.

Bill Conolly schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, du gibst auf das Mädchen acht.«

»Dann losen wir«, schlug Suko vor.

Bill Conolly war einverstanden. Suko holte eine Münze aus der Tasche, warf sie hoch.

»Wenn Zahl fällt, gehe ich«, sagte Bill rasch.

Die Münze drehte sich einige Male um sich selbst und kam dann auf Sukos Hand zur Ruhe.

Die beiden Freunde beugten sich vor. Bills Gesicht zog sich in die Länge. »Mist«, fluchte er. »Verloren.«

Achselzuckend ließ Suko das Geldstück wieder verschwinden. Dann nahm er den silbernen Dolch. Während Bill sich um das Mädchen kümmerte, ging der Chinese zum Fenster.

Vorsichtig schob er die Vorhänge zur Seite.

Draußen war inzwischen die Dunkelheit hereingebrochen, aber noch immer lag der magische Nebel wie ein dicker grauer Watteschleier über dem Garten.

Sukos Hand berührte den metallenen Fensterriegel. Er zögerte einen winzigen Augenblick. Obwohl er ein Mann war, der weder Tod noch Teufel fürchtete, hatte er doch in diesen Augenblicken ein komisches Gefühl. So etwas bezeichnete man wohl als Angst.

Dann gab sich der Chinese einen Ruck. Er drehte den Riegel nach

unten und zog das Fenster auf.

Knarrend schwang der Flügel zur Seite. Holz rieb über Holz. Augenblicklich strömte eine feuchte, mit seltsamen Gerüchen vermischte Luft in den Raum.

Nebelspiralen wogten auf Suko zu, erschwerten das Atmen. Der Chinese bekam kaum Luft.

Er war schon dabei, sich auf das Fensterbrett zu schwingen, doch er verharrte mitten in der Bewegung.

Seine Kräfte verließen ihn. Der magische Nebel war daran schuld.

Suko keuchte.

Wie in Watte verpackt hörte er in seinem Rücken Bill Conollys Stimme.

»Was ist los, Suko? Was ist…«

Da sah Suko den Schatten. Übergroß tauchte er aus der Nebelwand auf. Große Flügel zerteilten die Luft, Augen glühten wie rote Kugeln. Ein häßliches Fauchen strömte dem Chinesen entgegen.

Der Vampir kam!

Der Blutsauger, der einst Marais Vater gewesen war.

Kreischend und heulend stürzte er sich plötzlich auf Suko. Der Chinese konnte dem Anprall nicht standhalten. Er wurde zurück in das Zimmer katapultiert.

Marai schrie gellend auf. Für sie war es unfaßbar, was sie zu sehen bekam. Ihr Vater, in einen Vampir verwandelt, hockte wie ein riesiges Ungeheuer auf der Fensterbank, um sich im nächsten Augenblick auf den Chinesen werfen zu können.

Ein grauenhaftes Bild…

Doch dieser Angriff hatte auch einen Vorteil für den Chinesen gebracht. Er war zurück in das Zimmer gestoßen worden, dort, wo die Luft noch klar war und nicht angereichert durch den lähmenden Nebel.

Suko konnte sich wieder ein wenig erholen. Denn noch befand sich der Vampir nicht im Zimmer.

Der Chinese fühlte den Griff des Messers zwischen seinen Fingern, und er besann sich auf seine eigentliche Aufgabe.

Dann stieß sich der Blutsauger ab.

Mit seinem vollen Gewicht fiel er auf Suko nieder. Die schrecklichen Zähne waren gefletscht, der Blutrausch war bei ihm nicht mehr aufzuhalten.

Da griff Bill Conolly ein. Er hatte gesehen, welch eine Mühe Suko hatte. Wütend hechtete der Reporter vor. Ungeachtet der Gefahr, warf er sich auf den riesigen Vampir.

Bill schaffte das fast Unmögliche. Ehe der Blutsauger zubeißen konnte, wurde er von der Wucht des Aufpralls zur Seite gestoßen. Die spitzen Zähne glitten von Sukos Hals ab und fuhren in den Boden, da

der Vampir von Suko heruntergerissen worden war.

Doch er war längst nicht besiegt.

Urplötzlich breitete er seine Schwingen aus.

Das ging so schnell, daß Bill Conolly gar nicht mehr dazu kam, auszuweichen. Eine der lederhäutigen Schwingen traf seine Schulter. Der Schlag warf den Reporter herum. Die zweite Schwinge fegte gegen einen kleinen Beistelltisch, der gegen die Wand gefeuert wurde und dort splitternd zerbrach.

Dann wollte sich die Bestie erneut auf Suko stürzen.

Doch der Chinese war wieder voll da.

Gleichzeitig schnellte sein Körper hoch. Die Hand mit dem silbernen Dolch fuhr tief in die Haut des Vampirs hinein. Die Waffe blieb im Körper der Bestie stecken. Schwarzes Blut tropfte aus der Wunde, das einen widerlichen Geruch verbreitete.

Suko rollte zur Seite. Er wollte nicht, daß der Vampir noch auf ihn fiel. Dicht über Suko hinweg wischten die gewaltigen Flügel, in denen die Kraft der Hölle zu stecken schien.

Der Vampir lag im Sterben, das war genau zu erkennen. Der auf magische Weise gefertigte Dolch hatte seine Pflicht getan.

Doch dann geschah etwas Grauenhaftes. Es trat ein Ereignis ein, das Marai bis in die tiefsten Fasern ihrer Seele schockierte.

Das Gesicht der Bestie verwandelte sich.

Es nahm menschliche Züge an.

Die von Marais Vater.

Die junge Inderin schluchzte. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie den Vampir an.

»Vat… Vater…«, drang es tonlos über ihre Lippen. Immer wieder schüttelte sie den Kopf.

Der Vampir versuchte sich aufzurichten. Noch besaß er den Körper der Bestie, doch dann nahm sein linker Arm menschliche Form an. Ein unendlich gequälter Ausdruck lag auf seinem Gesicht, als er den Arm ausstreckte und Marai anfassen wollte.

»Tochter«, ächzte er. »Marai… ich…«

Bill Conolly erfaßte als erster die Situation. Er wollte nicht, daß Marai den Todeskampf ihres Vaters mit ansah. Bill zog das Mädchen in eine Ecke und drehte ihren Kopf zur Wand. »Sehen Sie nicht hin«, flüsterte er. »Bitte.«

Der Reporter wußte nicht, ob Marai seine Worte überhaupt vernommen hatte. Er sah nur ihre Schultern unter krampfhaften Schluchzen zucken. Was Marai in den letzten Stunden erlebt hatte, war einfach zuviel gewesen. Bill wunderte sich, daß sie noch nicht zusammengebrochen war.

Suko hatte sich bei dem sterbenden Vampir aufgehalten, um nötigenfalls eingreifen zu können. Doch das war nicht mehr nötig. Der

Blutsauger hatte sein unseliges Leben bereits ausgehaucht.
Er war zerfallen.
Bill Conolly und Suko blickten sich an. Der Chinese schloß das Fenster. Er wollte nicht, daß noch mehr von diesem magischen Nebel in das Zimmer drang. Dann hob Suko den Dolch auf und steckte ihn weg. »Er war uns doch eine Hilfe.«
Bill nickte nur. Er fragte: »Hast du schon einmal einen Vampir von dieser Größe gesehen?«
»Nein!« Suko schüttelte den Kopf. »Lebensgroße Fledermäuse sind mir bisher noch nicht begegnet.«
Die beiden hätten sich gewundert, wenn sie bei John Sinclair gewesen wären. Denn die Blutsauger, mit denen er gekämpft hatte, waren noch größer gewesen.
»Und jetzt?« fragte Bill. »Hinaus können wir immer noch nicht.«
Ehe Suko auf seine Frage eine Antwort geben konnte, wurde die Tür aufgerissen.
Fünf Männer stürmten in das Zimmer. Es waren die Diener der roten Sekte.
Die Kreise auf ihren Stirnen glühten. Und als sie die Maschinenpistolen auf Bill und Suko anlegten, wußten die beiden, was ihnen in den nächsten Minuten blühte.
Den Vampir hatten sie besiegt, aber die Kugeln würden sie zerfetzen…

***

Hakim zuckte zurück. Der Schrei des Mädchens hatte ihn doch aus der Fassung gebracht.
»Was hast du?« rief er.
Die Tänzerin war zitternd zurückgewichen. Sie hatte langes schwarzes Haar und trug es auf dem Rücken zu einem Pferdeschwanz gebunden. In ihrem Gesicht fielen besonders die Augen auf, die jetzt allerdings schreckgeweitet waren.
»Die Zähne!« kreischte das Girl. »Die Zähne! Du bist… Sie sind ein Vampir!«
Der Schrei hatte auch die anderen Überlebenden aufmerksam gemacht. Zalreiche Blicke starrten Hakim und die Tänzerin an.
Da stieß der Araber einen Wutschrei aus. Er fletschte sein Gebiß.
Der Widerschein des Feuers zuckte über sein bärtiges Gesicht, machte daraus eine Teufelsfratze. Als er sah, daß auch Pamela Morton auf ein Girl aus ihrer Gruppe zustürzte, war er nicht mehr zu halten.
Er wollte das Blut der Tänzerin!
Hart packten seine Hände die Schultern des Mädchens. Er drückte das Girl zurück, bis gegen die rauhe Felswand.
Spitz stachen die beiden Vampirhauer hervor, in seinen Augen tobte

die Gier.

Das Mädchen konnte nicht einmal mehr schreien. Das kalte Entsetzen hatte seine Kehle zugeschnürt.

Da peitschte ein Schuß.

Etwas Silbernes flirrte durch die Luft und bohrte sich mit einem dumpfen Laut in den Körper des Ungeheuers.

Der Vampir wurde durchgeschüttelt. Er riß seine Arme hoch, sein Mund Öffnete sich zu einem Schrei, doch nicht ein Ton drang über seine Lippen.

Dann sackte der Vampir in die Knie, und schon nach wenigen Augenblicken setzte die Metamorphose ein.

Das Mädchen, das sein Opfer hätte werden sollen, fiel neben ihm ohnmächtig zu Boden. Der Schock war zu groß gewesen.

Geschossen hatte John Sinclair.

Der Geisterjäger war gerade noch im richtigen Augenblick gekommen. Jetzt stand er mit schußbereiter Waffe neben dem Feuer und sah auf den Vampir nieder, der langsam zu Staub zerfiel.

Auch die anderen Menschen beobachteten den für sie unbegreiflichen Vorgang. Sie konnten nicht fassen, was sie mit ihren eigenen Augen zu sehen bekamen. Vielleicht hielten es viele für eine Suggestion, für eine Art Massenhypnose. Wenn dem so war, hätte John Sinclair aufgeatmet.

Der Oberinspektor wandte sich um.

Er sah nur in fassungslose, entsetzte Gesichter. Niemand brachte ein Wort hervor, niemand war überhaupt in der Lage, eine Erklärung abzugeben.

Die Grausamkeit der letzten Vorfälle hatte die Menschen zutiefst getroffen.

Da traf Johns Blick auf Pamela Morton.

Die rothaarige Frau hielt sich etwas im Hintergrund, und als John sie ansah, versuchte sie zu lächeln.

John Sinclair schob die vor ihm stehenden Menschen zur Seite und ging auf Pamela Morton zu.

Die rothaarige Frau hatte – als John Sinclair in die Höhle gestürzt kam – sofort von ihrem Opfer abgelassen, das aber auch noch gar nicht recht begriffen hatte, was Pamela Morton von ihr wollte.

John blickte Pamela Morton schweigend an. Er sah, daß mit dem Mädchen etwas nicht stimmte, daß es sich verändert hatte – und er hatte einen schrecklichen Verdacht.

»Was war los, Pam?« fragte der Geisterjäger leise.

Pams Augen rollten in den Höhlen. Sie war nervös, suchte nach einem Ausweg aus der prekären Lage.

»Ich will wissen, was geschehen ist«, sagte John Sinclair. »Bitte, erzähl es mir.«

Da hielt es Pamela nicht mehr länger aus. »Das weißt du doch genau, du Hund!« fauchte sie. Sie öffnete ihren Mund, und John sah die beiden Eckzähne, die weit vorstanden und mit den Spitzen die Unterlippe berührten.

Der Oberinspektor wußte nun endgültig Bescheid.

»Du also auch«, sagte er und hob die rechte Hand mit der Pistole…

***

Der Geisterjäger spürte den Widerstreit der Gefühle, der in seinem Innern tobte, doch er mußte sich entscheiden.

Gegen Pamela Morton.

Sie war ein Vampir, würde immer ihrem Blutdurst folgen und unzählige Opfer finden.

Das Gesicht, in das John Sinclair während des Flugs so gern hineingeschaut hatte, war jetzt nur noch eine Grimasse. John spürte, daß die Frau ihn haßte.

Langsam krümmte sich sein Zeigefinger, nur noch eine Winzigkeit, und er hatte den Druckpunkt überwunden.

»Wenn du abdrückst, werden meine Freunde hier die Menschen zerreißen«, sagte plötzlich eine Stimme in John Sinclairs Rücken.

Der Geisterjäger zuckte zusammen. Er kannte die Stimme. Er hatte die schon einmal gehört, in der anderen Höhle, in der er auch die beiden Flugvampire besiegt hatte.

Sie gehörte Padma Lahore, dem Anführer der Flugvampire.

Aus Pamelas Gesicht war der Ausdruck des Hasses verschwunden. Unendlicher Triumph malte sich jetzt darin ab. Sie stieß ein grelles Kichern aus und freute sich über die Hilflosigkeit des Geisterjägers.

»Dreh dich um!«

Der Oberinspektor gehorchte.

Zum erstenmal sah er Padma Lahore von Angesicht zu Angesicht. Der Vampirherrscher stand dicht am Feuer. Er hatte sich Ginny als Geisel geholt. Seine Hände umspannten ihren Hals. Ginnys Gesicht schien nur noch aus den großen schreckgeweiteten Augen zu bestehen. Starr hing sie in Lahores Griff.

Lahore war ein Mongole. Sein breites Gesicht wies die typischen Schlitzaugen auf, der Mund war strichdünn, und die Haut leuchtete im Widerschein des Feuers blutrot.

Er war ziemlich hager, trug einen langen giftgrünen Umhang, und auf seiner Oberlippe wuchs ein Säbelbart, dessen Enden fast unterhalb der Lippen zusammenliefen. Als er jetzt den Mund öffnete, sah John nur zwei Zähne, doch die wirkten wie Dolche. So lang und spitz waren sie.

Noch nie in seinem ereignisreichen Leben hatte der Geisterjäger diese Art von Vampirzähnen gesehen. Es waren mörderische gefährliche

Hauer, und wehe dem Opfer, in dessen Hals sie geschlagen wurden.

Der Eingang der Höhle war verdunkelt worden. Dort mußten Lahores Monster lauern.

John hatte das Gefühl, nur er und Lahore hielten sich in der Felsenhöhle auf. Der Geisterjäger sah die anderen Menschen nicht, die ratlos und entsetzt auf die beiden Gegner starrten. Gabor, der zweite Burnusträger, hatte immer noch nicht überwunden, wie sein Freund gestorben war. Er kauerte in der Ecke und hatte den Kopf in beide Hände vergraben.

John Sinclair hielt seine mit Silberkugeln geladene Pistole noch in der Hand. Die Mündung zeigte allerdings zu Boden. Der Oberinspektor konnte es nicht riskieren, den Vampir mit einem schnellen Schuß zu erledigen.

»Laß die Pistole fallen«, sagte Lahore.

Die Beretta fiel zu Boden.

Mit einem Schrei auf den blutleeren Lippen stürzte sich Pamela Morton auf die Waffe, hob sie auf und warf sie angewidert in den Hintergrund der Höhle.

Lahore lachte. »Waffenlos, mein Freund. Es hat dir alles nichts genützt. Du hast zwei meiner Diener erledigen können, aber das Spiel gewinne ich. Und danach sind deine Freunde an der Reihe. Sie sind in Katmandu gefangen. Die Diener der roten Sekte bewachen sie. Du siehst, ich habe meine Finger überall.«

Padma Lahore ließ Ginny los, die langsam zu Boden sank. Der Vampir kam einige Schritte auf John zu. »Bald«, sagte er, »bald wird alles mir gehören. Ich werde der Herrscher der Berge und der Täler sein, der wahre König des Himalaja. Und dann beginnt die Zeit der Vampire. Von hier aus werden wir unsere Raubzüge durchführen, und niemand wird uns noch stören können. Auch du nicht, John Sinclair, denn es ist sehr wichtig, daß du ausgeschaltet wirst. Ich werde dich zum Vampir machen und dir dann einen Pfahl durch die Brust rammen und sehen, wie du verfaulst. Das ist Padma Lahores Rache.«

Der Vampir blieb stehen und breitete seine Arme aus. Dann deutete er auf den Aschehaufen, der Rest, der von dem Vampir Hakim übrig geblieben war.

»Er war der Letzte, den du getötet hast, John Sinclair. Für dich ist alles vorbei.«

»Gut«, sagte John. »Ich gebe mich freiwillig in deine Hand. Aber einen Dienst mußt du mir noch erweisen.«

»Rede!«

»Laß die Menschen hier frei. Sie sind unschuldig. Sie haben dir nichts getan.«

Padma Lahore begann wieder zu lachen. »Bist du denn verrückt, du Idiot? Und du wagst es noch, Bedingungen zu stellen? Was glaubst du

denn, wer du bist? Nein, ihr Schicksal ist besiegelt! Und deins auch!« Lahore machte eine wilde Bewegung. »Nimm ihn dir!« schrie er zu Pamela Morton hinüber. »Er gehört dir!«

Hinter sich hörte John das freudige Fauchen. Und dann stürzte sich Pamela Morton auf ihn. Sie kam von der Seite, riß ihn herum, so daß er in ihr Gesicht sehen konnte.

John ekelte sich vor der Fratze. Er sah noch die winzigen Blutstropfen an ihren Lippen. Weit riß die Vampirin den Mund auf.

»Jetzt!« keuchte sie und wollte dem Geisterjäger die Zähne in den Hals bohren…

Johns Arme schnellten hoch. Mit einem harten Schlag sprengte er die Umklammerung. Gleichzeitig riß er sein Knie hoch und drosch es der Untoten in den Magen.

Vampire spüren keinen Schmerz, doch die Wucht des Kniestoßes trieb Pamela Morton zurück. John gewann Sekunden. Padma Lahore hatte einen Fehler gemacht, als er verlangte, John solle seine Waffe wegwerfen. Er hatte es auch getan. Aber er hatte die Beretta mit den Silberkugeln weggeworfen.

Die zweite Waffe, die mit den Eichenbolzen, steckte noch in seinem Hosengürtel. Sie wurde von dem Jackett verdeckt, das John nach dem Kampf mit den Monstervampiren wieder übergezogen hatte.

Und von dieser Waffe wußte Pamela Morton nichts. Und auch nicht Padma Lahore. John Sinclair zog gedankenschnell. Sofort richtete er die Mündung auf die Vampirin. Pamela befand sich schon mitten im Sprung, als sie das brünierte Metall in der Hand des Geisterjägers sah. Sie wollte stoppen, ausweichen, ihren Herrn und Meister warnen.

Sie schaffte nichts mehr von diesen drei Dingen. John Sinclair zog durch! Rasend schnell verließ der Bolzen die Waffe und jagte in der Höhe des Herzens in die Brust der Blutsaugerin. Es war ein Todesschuß. John Sinclair wußte, daß er sich um Pamela Morton nicht mehr zu kümmern brauchte. Er wirbelte herum. Padma Lahore hatte die Szene gar nicht richtig mitbekommen, doch als er jetzt die Waffe in Johns Hand sah, malte sich ungläubiger Schrecken auf seinem Gesicht ab. Doch dann zeigte auch er, daß er reagieren konnte. Gedankenschnell tauchte er zur Seite weg, aus dem zu hellen Schein des Feuers. Er wurde zu einem wirbelnden Schatten, packte sich eines der Mädchen als Geisel und rannte mit ihr auf den Höhleneingang zu. John ließ den Arm mit der Waffe wieder sinken. Er konnte nicht schießen, die Gefahr, Unschuldige zu verletzen war zu groß. Statt dessen jagte er hinter Lahore her, der seine Geisel dicht vor dem Ausgang der Höhle wieder von sich gestoßen hatte. Gleichzeitig brach in der Höhle eine Panik aus.

Die Menschen hatten ihre Angst überwunden. Bis jetzt waren sie nur Zuschauer gewesen, doch plötzlich löste sich die Erstarrung. Die

gesamte Tragweite des Geschehens kam ihnen mit einemmal zu Bewußtsein.

Die meisten sprangen auf, wollten auf den Höhleneingang zurennen und einfach weglaufen.

Sie würden den Vampiren genau in die »Arme« rennen.

John versuchte die Leute zu stoppen.

Zwei Mädchen riß er im letzten Augenblick zurück, einen der Araber konnte er nur mit einem harten Faustschlag vor dem Verderben retten.

Aber auch er mußte Schläge einstecken. Die Menschen waren nicht mehr zu halten.

Plötzlich sah John Anthony Quayle neben sich. Der Mann war einer der wenigen, die noch die Ruhe bewahrten, genau wie Gabor, der Burnusträger.

Er und Quayle unterstützten John. Gabor kämpfte wie ein Berserker, und es gelang ihm, die menschliche Lawine zu stoppen und John den Weg zum Höhlenausgang freizukämpfen.

Durch die plötzliche Panik der Überlebenden hatte sich Padma Lahore einen guten Zeitvorsprung verschafft. Als John Sinclair endlich den Ausgang vor sich auftauchen sah, war von Lahore schon nichts mehr zu sehen.

Vorsichtig und mit schußbereiter Waffe ging der Geisterjäger aus dem Felsendom.

Draußen empfing ihn eine trügerische Ruhe.

Von Padma Lahore und auch von den Monstern war nichts zu sehen. Waren sie schon geflüchtet, oder hatten sie sich nur versteckt, um dem Geisterjäger aufzulauern?

John kam sich in dem Talkessel vor wie der einsamste Mensch auf Erden. Er war schon nach wenigen Schritten hinter einem Felsbrocken in Deckung gegangen. Von den Bergen her fuhr sanfter Wind in das Tal und umschmeichelte Sinclairs Gesicht.

Hinter ihm in der Höhle war es wieder ruhig geworden. John war sehr froh darüber.

Und da hörte er das Rauschen.

John warf sich herum, riß seinen Kopf in den Nacken.

Ein riesiger Flugvampir löste sich von der Felswand. Er sah aus wie ein Drachen aus der Vorzeit, und auf dem Rücken des Vampirs hockte Padma Lahore, sein Herr und Meister.

Das erste Grau der Morgendämmerung kroch schon über die Berggipfel, und John Sinclair konnte gut die gedrungene Gestalt auf dem Rücken des Monsters erkennen.

Padma Lahore schrie wütende Worte. Dabei war dem Geisterjäger nicht klar, ob er nun ihn meinte oder nur seinen Flugvampir anfeuerte.

Egal wie, wenn John noch lange wartete, war Padma Lahore

verschwunden.

Der Oberinspektor sprang aus seiner Deckung. Schräg über sich vernahm er das gewaltige Rauschen der Schwingen. Er durfte jetzt keine Sekunde mehr zögern.

John Sinclair riß die Spezialwaffe hoch und schoß.

Wieder und wieder drückte er ab. Rasend schnell verließen die Eichebolzen den Lauf. John hatte das Gefühl, als würde ein Geschoß das andere einholen.

Die Bolzen klatschten in den Körper der riesigen Bestie. Padma Lahore hatte sich auf dem Rücken des Flugvampirs klein gemacht, und doch konnte er den Bolzen nicht ausweichen.

Er schrie, fluchte und feuerte den Vampir an.

Bis ihm das erste Geschoß in den Schädel fuhr.

Aber das sah der Geisterjäger nicht. Er war zur Seite gesprungen und hielt die leergeschossene Pistole in der Hand. Mit angespannten Nerven wartete er auf eine Reaktion des riesigen Vampirs.

Sekunden vergingen.

Fast hatte der Oberinspektor die Hoffnung schon aufgegeben, als der Flugvampir plötzlich dem Boden entgegensackte.

Wie ein Felsbrocken fiel er auf die Erde. Ein gräßliches Heulen drang aus seinem Maul, dort wo die Eichenbolzen ihn getroffen hatten, lief dickes sirupartiges Dämonenblut aus den Wunden.

Dann lag die riesige Bestie still.

Und Padma Lahore?

Er war vom Rücken des Flugvampirs geklettert, versuchte mit torkelnden Schritten in der Dunkelheit dicht bei den Felswänden zu verschwinden.

John Sinclair war schnell bei ihm.

Hart riß er Lahore an der Schulter zurück.

Der Vampir lag bereits im Sterben. Von seinem Gesicht war schon die Haut abgefallen, die blanken, bleichen Knochen lagen frei. Er versuchte die Arme zu heben, doch die Kraft hatte ihn verlassen.

»Si… n… c… lair«, gurgelte er mit ersterbender Stimme und brach in die Knie.

In Sekundenschnelle setzte die Metamorphose ein. Gleichzeitig erfüllte ein gewaltiges Heulen die Luft. Sturm kam auf, die Urgewalten der Natur schienen nicht mehr kontrollierbar zu sein.

John Sinclair blickte zum Himmel, der sich langsam hell färbte.

Padma Lahores Diener stürzten in den Talkessel. Schreiend, fauchend und heulend.

Die Riesenvampire fielen von den Wänden, die Schwingen gehorchten ihnen nicht mehr, und als die Bestien den Boden berührten, waren die meisten von ihnen schon tot.

Durch den Tod ihres Meisters war auch ihr unseliges Leben

vergangen.
Die Gefahr war gebannt.
Zurück blieb Asche, die vom Morgenwind verstreut wurde.
Mit schleppenden Schritten kehrte John Sinclair in die Höhle zurück.

***

Unbewegt waren die Gesichter der fünf Männer. Die Maschinenpistolen schienen in ihren Händen zu kleben. Die Männer hatten sich im Halbkreis aufgebaut, und es sah so aus, als wären sie zu einer Exekution gekommen.
Bill und Suko tauschten einen schnellen Blick.
Der Reporter sah, daß der Chinese resignierend die Schultern hob. Es hat keinen Sinn, sollte das heißen. Und Suko hatte recht. Zu groß war die Übermacht.
Einer der Männer zischte einen Befehl.
Bill verstand die Sprache nicht. Flüsternd wandte er sich an Marai. »Was hat er gesagt?«
»Wir sollen uns an die Wand stellen!«
Bill durchzuckte die Antwort wie ein Blitzstrahl. Das sah tatsächlich nach einer Hinrichtung aus. Aber weshalb wollte man sie töten? Und warum hatte man das nicht schon längst getan? Weshalb erst diese Gefangennahme?
Bill konnte sich das nur so erklären, daß sie durch den Tod des Vampirs sämtliche Chancen verspielt hatten.
Marai, Bill und Suko wichen bis an die Wand zurück.
Die fünf Männer bauten sich in einer Linie vor ihnen auf.
Bill warf einen raschen Blick auf das Mädchen. Marai hielt sich erstaunlich tapfer, nur zwei Tränen rannen hell und glitzernd an ihren Wangen hinab.
»Können Sie die Kerle nicht auf eine magische Weise beeinflussen?« flüsterte Bill dem Mädchen zu.
Marai schüttelte den Kopf.
Da wußte der Reporter auch nicht mehr weiter. Er war mit seinem Lachen am Ende, genau wie Suko.
Komisch, so habe ich mir meinen Tod eigentlich nie vorgestellt, dachte Bill. Er fühlte sich auf einmal innerlich leer. Schwindel drohte ihn zu erfassen, er sah seine Mörder nur noch verschwommen.
Dann ein Befehl.
Hart, schneidend.
Fünf Maschinenpistolen rückten noch um eine Winzigkeit hoher. Jeden Augenblick würden sie den Tod aus ihren Läufen speien.
Bill schloß die Augen. Er spürte ein würgendes Gefühl vom Magen hochsteigen, ein Gefühl, das ihm den Atem raubte…
Gleich – gleich mußte es passieren.

Doch es geschah nichts.
Sekunden vergingen – eine Minute.
Da hörte Bill einen Schrei. Er öffnete die Augen und sah, daß die Maschinenpistolen zu Boden fielen. Sie rutschten den Männern aus den Händen.
Die Aufpasser blickten sich an. Verständnislos, unsicher. Die roten Kreise auf ihren Stirnen verblaßten und verschwanden dann ganz.
»Ein Wunder«, flüsterte Bill, dem nichts anderes einfiel. Er ahnte nicht, daß John Sinclair ihnen in diesem Augenblick Hunderte von Meilen entfernt mit der Vernichtung des Vampirs das Leben gerettet hatte. Denn durch Lahores Tod war auch das magische Band zerschnitten worden, das ihn mit seinen Dienern zusammenhielt.
»Wir leben«, flüsterte Bill nur. Dann fielen die drei Menschen sich in die Arme…

***

Mit Hubschraubern, die am besten in dem unwirtlichen Gelände landen konnten, wurden die Überlebenden in die nächst größere Stadt gebracht. Von dort aus telefonierte John Sinclair mit Bill Conolly.
Es wurde ein sehr langes Gespräch, und als der Geisterjäger den Hörer auflegte, war ihm klargeworden, wie sehr ihr aller Leben doch an einem seidenen Faden gehangen hatte.
So gut der Fall auch schließlich beendet worden war, ein Wermutstropfen blieb zurück. Immer wieder sah John Sinclair das Gesicht einer Frau vor sich. Einer Frau, die er getötet hatte. Pamela Morton…

ENDE